

II.
KRIEGSGEFANGENENFORSCHUNG
IM ERSTEN WELTKRIEG



Abb. 5: Anthropologische Fotografien von Kriegsgefangenen im Depot

In diesem Kapitel geht es darum, die disziplinäre und methodische Bandbreite der von Berlin und Wien aus organisierten Forschungen an Kriegsgefangenen während des Ersten Weltkriegs darzustellen und ihre Besonderheiten zu eruieren. Ein Fokus liegt dabei auf der Frage, wie ethnografische Forschungsinteressen in die unterschiedlichen Forschungsprojekte einfließen. Zunächst wird die Geschichte anthropologisch-ethnografischer Forschungen vom späten 19. Jahrhundert bis zum Vorabend des Kriegsausbruchs 1914 beleuchtet, so dass die Untersuchungen an Kriegsgefangenen im historischen Kontext von „Feldforschungen“ erscheinen (Kap. II.1). Die anthropologischen und linguistischen Forschungen an Kriegsgefangenen auf europäischem Boden zwischen 1915 und 1918 lassen sich dabei – trotz des juristischen Status der Kriegsgefangenen, die nicht kriminalisiert wurden – als Fortsetzung von Forschungen in Kolonialgefängnissen und kolonialen Kriegsgefangenenlagern betrachten. Das Resultat solcher Forschungen – Anthropologica, Ethnologica und Aufzeichnungen, die unter prekären, das koloniale Machtgefälle ausnutzenden und grenzüberschreitenden Umständen zusammengebracht wurden – sind dabei als sensible Sammlungen genuin europäischen Institutionen und Archiven sowie ihrer Wissensproduktion eingeschrieben (Kap. II.2).

Die in Österreich am höchsten subventionierten Forschungen an Kriegsgefangenen zwischen 1915 und 1918 waren die primär physisch-anthropologischen Untersuchungen unter der Leitung von Rudolf Pöch. Nachdem vom Sommer 1915 bis Ende 1916 vor allem Soldaten aus der Armee des Zaren in österreichischen und ungarischen Lagern vermessen worden waren, wandten sich Pöch und sein Assistent in den Jahren 1917 und 1918 afrikanischen und asiatischen Gefangenen zu, die sie in Lagern des verbündeten Deutschen Reichs – in denen deutsche Anthropologen, Linguisten und Musikwissenschaftler umfangreiche Untersuchungen durchführten – und des besetzten Rumänien aufsuchten (Kap. II.3). Völkerkundliche Interessen manifestierten sich dabei hauptsächlich in der Produktion von ethnografischen Filmszenen in den Lagern und von Tondokumenten verschiedener Sprachen, die jedoch weitgehend von den physisch-anthropologischen Forschungen separiert wurden (Kap. II.4). Bei den Kriegsgefangenenforschungen wurden mit Unterstützung ziviler und militärischer Behörden große Mengen an – für militärische Zwecke wertlosen – Aufzeichnungen produziert. Diese dienten ebenso wie zunehmend standardisierte Erhebungs- und Auswertungsmethoden vor allem der Beförderung von wissenschaftlichen Karrieren (Rudolf Pöch, Robert Lach) und zur institutionellen Profilierung. Die Kriegsgefangenenforschungen begründeten zwar – mit Ausnahme der 1920 eingerichteten Lautabteilung an der Preußischen

Staatsbibliothek – keine neuen Archive oder Lehrstühle, spielten jedoch eine entscheidende Rolle bei der disziplinären Neubestimmung von Anthropologie, Ethnologie und Volkskunde nach dem Zerfall der Deutschen und der Habsburger Monarchie.

1. ANTHROPOLOGISCH-ETHNOGRAFISCHE FORSCHUNGEN IM „FELD“ UND IM LAGER

Der Erste Weltkrieg wird gemeinhin als Zäsur in der Geschichte der anthropologisch-ethnografischen Wissenschaften verstanden. Die meisten Erzählungen über die Geschichte dieser Disziplinen verorten ihren Beginn in der aufklärerischen Philosophie, den Reisen und Missionstätigkeiten des 18. Jahrhunderts, setzen dann eine Phase im 19. Jahrhundert an, in dem sie durch den Einfluss der Naturwissenschaften geprägt wurden und sich zumindest in Teilen evolutionistischen Theorien zuwandten. Ins 19. Jahrhundert fällt auch eine zunehmende Institutionalisierung der anthropologisch-ethnografischen Wissenschaften, die sich vor allem in der Gründung wissenschaftlicher Gesellschaften und Museen ausdrückte. Meist brechen die Erzählungen im August 1914 ab, um nach dem scheinbar absoluten Bruch des Weltkriegs wieder anzusetzen und in der Nachkriegszeit eine Abkehr von spekulativen Theorien über die Menschheit zu konstatieren zugunsten einer empirischen Analyse von Gegenwartskulturen, wie sie die Werke *Argonauten des westlichen Pazifik*¹ von Bronisław Malinowski und *The Andaman Islanders* von Alfred Reginald Radcliffe-Brown², beide im Jahr 1922 erschienen, darstellten.

Die Lücke in dieser Erzählung, die Frage, was genau mit den anthropologisch-ethnografischen Wissenschaften zwischen 1914 und 1918 geschah, hat der jüngst erschienene Sammelband *Doing Anthropology in Wartime and War Zones* erstmals systematisch für die europäischen Länder bearbeitet.³ Die Herausgeber/innen stellen fest, dass vor allem Anthropologen und Ethnografen aus dem Deutschen Reich und der Habsburger Monarchie mit ihrer fachlichen Kompetenz sehr wohl in den Krieg verwickelt waren: Sie suchten in den Schützengräben Elemente dessen, was sie „Kriegsfolklore“ nannten; sie forschten an Menschengruppen in militärisch besetzten Gebieten, und sie führten Untersuchungen an Kriegsgefangenen durch.⁴ Die

¹ Vgl. Malinowski 1922/1979.

² Vgl. Radcliffe-Brown 1922.

³ Vgl. Jöhler/Marchetti/Scheer 2010a.

⁴ Vgl. Jöhler/Marchetti/Scheer 2010b, S. 20.

Aktivitäten im Rahmen der sogenannten „Kriegsvolkskunde“, anthropologische und ethnografische Forschungen an „Feinden“ und Zwangsverbündeten, wurden, soweit bekannt ist, nicht durch das Militär angeordnet, sondern auf Eigeninitiative der ausführenden Wissenschaftler ins Leben gerufen und von zivilen und militärischen Behörden unterstützt.⁵ Sie sind daher mit Einschränkungen auch als Fortsetzung unter anderen Bedingungen jener Forschungen zu verstehen, die Anthropologen, Ethnografen und Volkskundler vor dem Ersten Weltkrieg durchgeführt hatten. Um diesen älteren Kontext ihrer Recherchen im Weltkrieg herzustellen, soll der Blick zunächst auf die Vorgeschichte gerichtet werden.

Im späten 19. Jahrhundert etablierten sich im deutschsprachigen Raum sowohl wissenschaftliche Gesellschaften als auch Museen, die die anthropologisch-ethnografischen Wissenschaften förderten. So gründeten sich 1869 die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, im Jahr 1870 die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie und die Anthropologische Gesellschaft in Wien.⁶ Die beiden Letzteren befassten sich zwar vorrangig mit physischer Anthropologie, jedoch auch mit ur- und frühgeschichtlichen sowie völkerkundlichen Themen: 1884 wurde die Ethnographische Kommission in der Wiener Gesellschaft eingerichtet. Auch an den universitären Lehrstühlen für Anthropologie, die sowohl im Deutschen Reich als auch in Österreich an den Philosophischen Fakultäten angesiedelt waren, war die Ethnografie als Hilfswissenschaft vertreten. Zu Bedeutung gelangte die Völkerkunde vor allem durch die sammelnden Vereine und die großen Museen, die sich im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in München (1868), Leipzig (1869), Berlin (1873), Dresden (1876), Hamburg (1879), Stuttgart (1884), Freiburg (1895), Bremen (1896), Köln (1901) und Frankfurt am Main (1904) gründeten. Am Naturhistorischen Museum in Wien wurde 1876 eine anthropologisch-ethnografische Abteilung zur Bewahrung verschiedener Sammlungsbestände gegründet, die 1924 in eine anthropologische, eine prähistorische und eine ethnografische Abteilung unterschieden wurden. Die ethnografische Abteilung wurde 1927 in einen Trakt in der Hofburg verlegt, 1946 auch administrativ abgetrennt und zum Wiener Völkerkundemuseum gemacht.

Die Forschungen und völkerkundlichen Unternehmungen, die zur Sammlung von Ethnografica geführt hatten, reichen teilweise bis zu den Wunderkammern und Kuriositätenkabinetten der frühen Neuzeit zurück. Vor allem im 19. Jahrhundert aber wurden große Expeditionen in ferne

⁵ Vgl. Gingrich 2010, S. 371.

⁶ Vgl. Pusman 2008.

Länder ausgerüstet, um dort Gegenstände zu sammeln und Dokumentationen auf verschiedenen Wissensgebieten anzufertigen. Ein berühmtes Beispiel für den österreichischen Raum ist die Novara-Expedition (1857–59), bei der die Welt umsegelt wurde. Die politische Kolonialisierung afrikanischer und asiatischer Länder sowie von Teilen von Ozeanien ab den 1880er Jahren durch die europäischen Kolonialmächte England, Frankreich, Belgien, die Niederlande und das Deutsche Reich führte zu häufigeren Schiffsverbindungen und behördlicher Unterstützung europäischer Reisender vor Ort, was auch wissenschaftliche Expeditionen in diese Länder erleichterte.

Unterstützt wurde das wissenschaftliche Interesse an den Menschen dieser für Europäer fernen Welten in Afrika, Asien und im Südpazifik durch die in Europa herrschende Auffassung über die Weltbevölkerung, nämlich deren von Johann Gottfried Herder popularisierte und seit dem 19. Jahrhundert etablierte Unterscheidung in „Naturvölker“ und „Kulturvölker“. Differenziert wurde damit zwischen sogenannten „zivilisierten“ Völkern, die Schrift und Geschichtsschreibung hatten und sich durch den in der Industrialisierung erwiesenen technischen Fortschritt auszeichneten, und sogenannten „primitiven“ Völkern. Die „Naturvölker“, denen Bräuche wie Kindstötung, Sklaverei und „Kannibalismus“ zugeschrieben wurden, waren, wie es hieß, der Natur ausgeliefert und mussten in der „Geschichtslosigkeit“ verharren, da sie keine Schrift besaßen. Der Soziologe und Philosoph Alfred Vierkandt (1887–1953) unterschied die „Kulturvölker“ nochmals in „Halbkulturvölker“, womit die „ehemals barbarischen“ oder außer-europäischen „Kulturvölker“ gemeint waren, und „Vollkulturvölker“, die gemeinhin mit der „weißen Rasse“ gleichgesetzt wurden. Vierkandt identifizierte Europäer und weiße Nordamerikaner mit Schrift, Geschichtsschreibung und „Zivilisation“ als „Vollkulturvölker“, die allein befähigt seien, die Weltherrschaft auszuüben.⁷

Diese Auffassung spiegelt die Grundlage der ab Mitte des 19. Jahrhunderts aufkommenden Disziplin der Völkerkunde, die – zumindest in Teilen – bis weit ins 20. Jahrhundert von einem evolutionistischen Modell ausging: Völkerkundler erklärten die Verschiedenartigkeit von Menschengruppen durch ein Stufenmodell, nach dem zwar alle Völker vergleichbar waren, aber verschiedene Entwicklungsstadien repräsentierten. Während die Völkerkundler die „Naturvölker“ als technisch und zivilisatorisch gering entwickelt und als der Natur ausgeliefert charakterisierten und auf den unteren Stufen ansiedelten, setzten sie die „Kulturvölker“ – und damit sich selbst – auf die oberen Stufen der Leiter. Das hierarchische Modell der

⁷ Vgl. Vierkandt 1896.

Kulturstufen arbeitete der Legitimation von politischer, also imperialer und kolonialistischer Beherrschung, wie auch von sozialer und kultureller Ausbeutung der „Naturvölker“ durch die „Kulturvölker“ zu.

Ab der Mitte des 19. Jahrhundert setzte sich zudem, zeitgleich mit der fortschreitenden Erschließung unbekannter Erdregionen, unter Völkerkundlern die Auffassung durch, dass viele „Naturvölker“ vom Aussterben bedroht seien. In der Logik dieser *Rettungsethnologie* mit ihrem *salvage paradigm*⁸, argumentierten Wissenschaftler, bestimmte „Naturvölker“ seien nicht nur physisch vom Aussterben bedroht. Auch ihre Kultur sei im Begriff zu verschwinden, da ihre „Ursprünglichkeit“ durch den Kontakt mit der Kultur anderer Völker und vor allem durch die „Verwestlichung“, also den Import westlicher Zivilisation, verfälscht beziehungsweise ausgelöscht werde. Offenkundig trugen westliche Wissenschaftler selbst zu diesem Phänomen bei, da sie bei Forschungsaufenthalten ihre eigene Kultur mitbrachten. Umso mehr bemühten sie sich darum, als Erste eine bestimmte Menschengruppe aufzusuchen und zu dokumentieren. Auf diese Weise führte das *salvage paradigm* zu einer Konjunktur mit dramatischer Eigendynamik. Die Expeditionsethnologie bahnte einen Weg zu „unerforschten“ Kulturen, die jedoch durch die Erforschung zugleich dem „Untergang“ preisgegeben wurden.⁹ Diese Argumentation leistete großzügigen Finanzierungen für Expeditionen zu „bedrohten“ Völkern Vorschub.

Beispielhaft für eine solche Unternehmung ist in der Geschichte des Deutschen Reichs die Hamburger Südsee-Expedition in den Jahren 1908 bis 1910 mit einer Gruppe von Forschern, unter denen sich auch der Ethnologe Paul Hambruch und der Anthropologe Otto Reche befanden, die später an den deutschen Kriegsgefangenenforschungen teilnehmen sollten.¹⁰ In Österreich stehen für ausgedehnte Forschungsreisen im Namen der Rettungsethnologie die Expeditionen Rudolf Pöch. Pöch war nach seiner Promotion in Medizin an der Wiener Universität (1895) als junger Arzt mit einer von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften eingesetzten Kommission im Jahr 1897 nach Bombay gereist, wo die Pest untersucht werden sollte, die sich von China über Hongkong bis nach Indien ausgebreitet hatte.¹¹ In den Jahren 1900 und 1901 nahm er als außerordentlicher Hörer an Vorlesungen in Anthropologie und Ethnografie von Felix von

⁸ Vgl. Clifford 1987.

⁹ Vgl. Lange 2006a, S. 32.

¹⁰ Zur Hamburger Südsee-Expedition vgl. Fischer 1981.

¹¹ Vgl. dazu Teschler-Nicola 2006/07. Pöch's spezielle Aufgabe bestand bei der Indienreise in der fotografischen Dokumentation.



Abb. 6: Rudolf Pöch bei Finschhafen (Neuguinea), 1905

Luschan an der Berliner Universität teil und arbeitete zugleich am Königlichen Museum für Völkerkunde in Berlin, dessen afrikanisch-ozeanische Abteilung Luschan zwischen 1904 und 1909 leitete.¹²

An den Aufenthalt in Berlin schlossen sich mehrere Reisen an. Im Jahr 1902 forschte Pöch im Auftrag des Hamburger Tropeninstituts als Schiffsarzt an der afrikanischen Westküste über Malaria. Von 1904 bis 1906 unternahm er eine Reise nach Australien und Neuguinea, wo er die Papua untersuchte und die Existenz von „Zwergvölkern“ (Kai) nachzuweisen suchte.¹³ Auf dieser Reise führte er auch einen Phonographen mit und berichtete gesondert über seine Tonaufnahmen.¹⁴ (Abb. 6 und 7) Von 1907 bis 1909 schließlich begab sich Pöch – dieses Mal im Auftrag der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften¹⁵ – in die südafrikanische Kalahari, wo er Khoi und San (damals „Buschmänner“ genannt) unter dem Aspekt der „Urrasse“ erforschte.¹⁶ Mit der Erforschung der kleinwüchsigen „Rassen“

¹² Vgl. Szilvássy/Spindler/Kritscher 1980, S. 752.

¹³ Pöch 1905b, 1905c, 1906a, 1906b, 1907a.

¹⁴ Pöch 1905a, 1907b.

¹⁵ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 3, Nr. 862/190.

¹⁶ Pöch 1908, 1910a, 1910b, 1910c.



Abb. 7: Rudolf Pöch bei phonographischen Aufnahmen in Cape Nelson, Neuguinea, 12. November 1905

sollte die Theorie der monogenetischen Abstammung des Menschen nachgewiesen beziehungsweise falsifiziert werden.¹⁷ Mit seinen auch völkerkundlichen Interessen dienenden großen Fernreisen stellte Pöch unter österreichischen Wissenschaftlern eher eine Ausnahme dar, da diese „aufgrund der ausgeprägten binnenländischen Orientierung [...] kaum abenteuerliche Reisen zu fremden Kontinenten durchführten“.¹⁸

Pöch verbrachte bei seinen Forschungen Tage und Wochen an den Orten, an denen er Menschen vermaß, befragte, fotografierte, filmte und phonographierte. Wie auch anderen Wissenschaftlern ging es ihm darum, *eine* Kultur beziehungsweise eine Reihe von „verwandten“ Menschengruppen in ihrer „natürlichen Umgebung“ in möglichst vielen Facetten zu erforschen und sie – mit Hilfe verschiedenster, auch technischer Medien – zu dokumentieren. Dieses Anliegen hatten vor ihm schon andere Forscher umgesetzt. Der Deutsche Heinrich Barth hielt sich ab 1849 über sechs Jahre zu wissenschaftlichen Studien in Afrika auf, der Nordamerikaner Frank

¹⁷ Vgl. auch Fuchs 2003, S. 206–211.

¹⁸ Vgl. Kogler 2008, S. 137.

Hamilton Cushing lebte im Auftrag des Smithsonian Institute (Washington) in den 1880er Jahren einige Jahre im Südwesten der USA. Der Deutsch-Amerikaner Franz Boas verbrachte Ende der 1880er Jahre längere Zeit mit ethnologischen Studien bei indigenen Gruppen an der amerikanischen Nordwestküste, der Österreicher Alois Musil unternahm 1895 ausgedehnte Reisen durch Arabien.

Das, was später „Feldforschung“ genannt werden sollte, existierte bereits in Vorformen in der Praxis, doch es hatte am Vorabend des Ersten Weltkriegs noch keine theoretische Formulierung und Fundierung erfahren. Dazu kam es erst während des Weltkriegs. Als „Vater der Feldforschung“ gilt der polnisch-stämmige Sozialanthropologe Malinowski (1884–1942). 1914 reiste er – noch als Staatsbürger der Habsburger Monarchie – zu den Trobriand-Inseln bei Papua-Neuguinea im Südpazifik.¹⁹ Als der Krieg ausbrach, wurde er auf Omarakana von den dort stationierten britischen Soldaten als Kriegsgegner interniert – just an dem Ort, wo er die „Eingeborenen“ studieren wollte. Dreieinhalb Jahre lang betrieb er daraufhin ungestört seine Forschungen und musste sich nur ab und zu bei den britischen Kolonialbeamten zurückmelden. 1922 veröffentlichte Malinowski seine Untersuchungen, die später auch deutsch unter dem Titel *Die Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea* erschienen. Voran stellte er eine erste, sehr bekannt gewordene und stark rezipierte Erläuterung jener Methode²⁰, die ab den 1940er Jahren als „Feldforschung“ bezeichnet wurde.

Unter Feldforschung wird (heute) eine Forschungsmethode zur Erhebung empirischer Daten mittels Beobachtung und Befragung im „natürlichen“ Kontext verstanden. In der Ethnologie geht es dabei um die systematische Erforschung von Kulturen oder bestimmten Menschengruppen, indem sich die Forschenden in deren Lebensraum begeben und das Alltagsleben der Menschen über einen längeren Zeitraum teilen. Durch „teilnehmende Beobachtung“ und teilweise auch Befragungen sammeln die Forschenden Informationen, wobei sie versuchen, möglichst „objektiv“ zu sein und die Informationen nicht durch „subjektive“ Einschätzungen zu färben.²¹

Am Vorabend des Ersten Weltkriegs gab es im deutschsprachigen Raum somit eine völkerkundliche Tradition, die zwar nur in schwacher Position

¹⁹ Vgl. auch Young 2004.

²⁰ Vgl. Malinowski 1922/1979.

²¹ Vgl. dazu u. a. Cole 1999, Gingrich 2005, 2011.

an den anthropologischen Lehrstühlen vertreten war, jedoch einflussreiche wissenschaftliche Gesellschaften rahmte und große Museen begründet hatte. Die im akademischen Bereich dominante Anthropologie wandelte sich etwa ab 1900 signifikant, indem sie immer mehr zur physischen Anthropologie tendierte. Ernst Haeckels Abstammungstheorien und Gregor Mendels Erbgesetze gewannen zunehmend an Einfluss. Mit der experimentellen Vererbungslehre musste zu Beginn des 20. Jahrhunderts angenommen werden, dass die „Menschenrassen“ nicht als stabile Kategorien im Sinne Johann Friedrich Blumenbachs gelten konnten, sondern dass die in der Gegenwart lebenden Menschen bezüglich ihrer „Rassen“ stark durchmischt waren. Die Rezeption von Eugen Fischers Studie über *Die Rehobother Bastards* in Südwest-Afrika²² ging dahin, dass der Mendel-Erbgang auch auf Menschen zutrefte, dass „Rasse“ und Vererbung also miteinander zusammenhängen.

Inzwischen waren zwei Vertreter der deutschsprachigen Anthropologie gestorben, die Darwins „Affenlehre“, der Theorie über die gemeinsame Abstammung von Menschen und Affen von ausgestorbenen Vorfahren, immer skeptisch begegnet waren und versucht hatten, physische Anthropologie mit Ethnografie zusammenzudenken: Rudolf Virchow starb 1902, Adolf Bastian 1905. Zur gleichen Zeit kündigte sich im Deutschen Reich eine stärkere Trennung der Volkskunde, die noch nicht über universitäre Lehrstühle verfügte, sondern vorwiegend auf sammelnden Vereinen und Gesellschaften sowie Museen fußte und sich in erster Linie auf das „eigene Volk“ konzentrierte, von der Völkerkunde an, die sich unter dem Einfluss von Kolonialismus und Imperialismus mit den „anderen“ Völkern beschäftigte. In Österreich dagegen zeichnete sich eine solche Trennung weniger ab, da die Donaumonarchie selbst ein Vielvölkerstaat war, in dem eine Volkskunde im deutschen Sinne zugleich eine Form von Völkerkunde im deutschen Sinne bedeutete: Volkskundliche Untersuchungen in der Donaumonarchie folgten mehr als deutsche der Frage nach dem Universalismus und lieferten zugleich statistische Erhebungen über die Bewohner/innen des eigenen Reiches. Die Etablierung volkskundlicher Professuren dagegen erfolgte nach dem Ersten Weltkrieg sowohl in Österreich als auch in Deutschland vorwiegend an germanistischen Lehrstühlen.²³

Als Pösch von seiner letzten Expedition nach Wien zurückgekehrt war, erhielt er nach Vorlage seiner Habilitationsschrift, „Berichte über die Reise nach Neuguinea 1904–06“, und einem Probevortrag unter dem Titel „Die

²² Vgl. Fischer 1913.

²³ Vgl. z. B. Warneken 1999.

Stellung der Buschmannrasse unter den anderen bekannten Menschenrasen“ im Jahr 1910 die *Venia legendi* an der philosophischen Fakultät der Universität Wien für Anthropologie und Ethnografie „unter besonderer Berücksichtigung der naturwissenschaftlichen Seite der Disziplin“²⁴. Hatte er wie Luschan in Berlin Anthropologie und Ethnografie bisher zusammen praktiziert, so sollte er sich in den folgenden Jahren stärker der physischen Anthropologie zuwenden, die im Deutschen Reich bereits sozialdarwinistische Argumente aufgenommen hatte. Ethnografische Interessen behielt er bei, behandelte sie jedoch zweitrangig.

Ab dem Wintersemester 1910/11 lehrte Pöch als Privatdozent am Geographischen Institut der Wiener Universität. Bereits 1912 war er, abweichend von seiner früheren Theorie, zu der Auffassung gelangt, dass die Kleinwüchsigkeit bestimmter Menschengruppen eher als Anpassungserscheinung an die Umwelt betrachtet werden müsse denn als Relikt einer angenommenen „Urrasse“.²⁵ Von 1910 bis 1913 war er als Assistent am Institut für Physiologie der Universität Wien und zugleich ab 1911 als technischer Assistent am Phonogrammarchiv der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften tätig, das zu dieser Zeit am Physiologischen Institut der Universität angesiedelt war. Im Juli 1913 erhielt Pöch an der Universität Wien einen außerordentlichen Lehrstuhl für Anthropologie und Ethnografie, den ersten in ganz Österreich. Damit wurde an der Wiener Universität der bereits 1899 gefasste Plan eingelöst, einen Lehrstuhl zu schaffen, an dem Anthropologie mit naturwissenschaftlichen Methoden und Ethnologie mit geisteswissenschaftlich-historischer Methodik gelehrt werden sollte.²⁶ 1915 erlangte Pöch zusätzlich die „philosophische Doktorwürde“ mit einer Arbeit in physischer Anthropologie, „Studien an Eingeborenen von Neu-Südwestafrika und an australischen Schädeln“, bei Johannes Ranke in München.²⁷

Pöch wurde durch die Popularität seiner Forschungsinhalte – die kleinwüchsigen Menschen –, aber auch durch seinen Einsatz von modernen Medien auf Expeditionen bekannt. Bei seinen Reisen nach Neuguinea und Südafrika hatte er außer seinen anthropologischen Instrumenten auch Fotokamera, Phonograph und Filmkamera eingesetzt. Zusammenfassend schrieb er im März 1909 aus Johannesburg an seinen ehemaligen Lehrer

²⁴ Fuchs 2003, S. 208.

²⁵ Pöch 1912. Vgl. dazu auch Fuchs 2003, S. 211.

²⁶ Vgl. Ranzmaier 2008.

²⁷ Vgl. Szilvássy/Spindler/Kritscher 1980, S. 745. Die Arbeit wurde 1915 in den *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* publiziert (vgl. Pöch 1915).

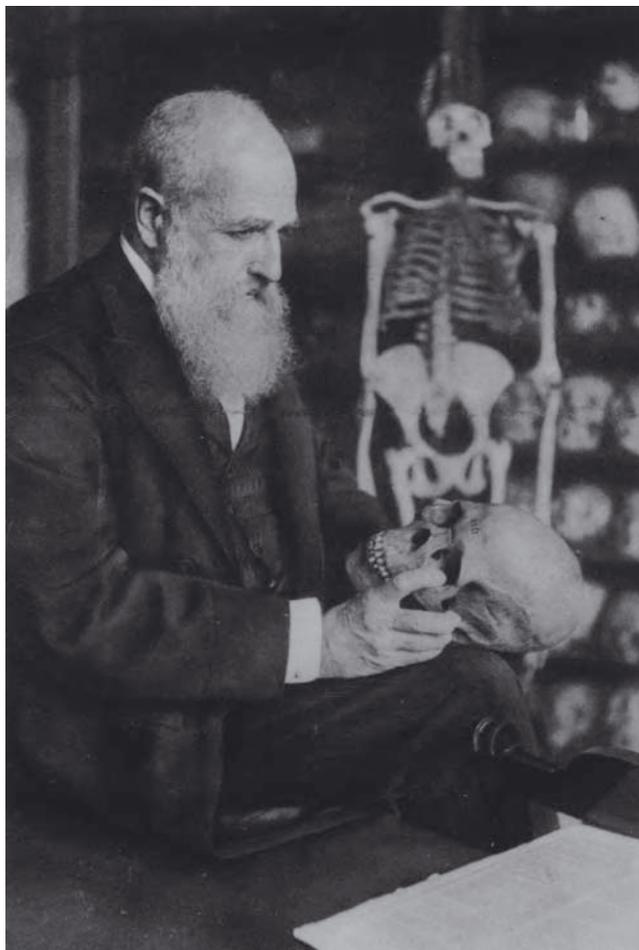


Abb. 8: Felix von Luschan

Luschan: „[...] es liegt nun die Kalahari hinter mir, und in ihr einige Hundert gesehene, photo-, phono- und kinematographirte und gemessene Kalahari Buschmänner“.²⁸ Pöch war darin Vorbildern anderer Anthropologen und Ethnologen gefolgt, die bereits kurz nach der Erfindung der Tonspeicherung durch den Phonographen und kurz nach der Erfindung des Kinematographen beides für Zwecke der ethnologischen Forschung eingesetzt hatten. So hatte Luschan (Abb. 8) bei seinen Reisen 1902 nach Sentschirli und 1905 nach Südafrika selbst Tonaufnahmen mit dem Phonographen

²⁸ STBNL, Brief Pöchs aus Johannesburg an Luschan in Berlin vom 15.3.1909, Bl. 94f.

gemacht.²⁹ Der britische Anthropologe Alfred Cort Haddon, mit dem Pöch 1902 in Cambridge zusammentraf, hatte bei seiner Expedition zur Torres-Straße im Südpazifik Tänze von „Einheimischen“ gefilmt (1898/99) und inspirierte Pöch zur Benutzung des Kinematographen auf Reisen.³⁰ Dass Pöch im Jahr 1915 die Leitung der Wiener Kriegsgefangenenforschungen übertragen wurde, lag sicher einerseits an seiner neu etablierten universitären Position als außerordentlicher Professor für Anthropologie und Ethnografie sowie an seiner Rolle in der Gesellschaft für Anthropologie, in der er seit 1906 Mitglied war. Andererseits dürfte sich seine Beauftragung seiner Erfahrung mit Forschungen *in situ* und der Handhabung der wissenschaftlichen Verfahren und technischen Medien verdanken.

Bereits kurz nach Kriegsausbruch im August 1914 entstanden auf den Territorien der Mittelmächte erste Gefangenenlager. Den höchsten Angaben der stark schwankenden Schätzungen zufolge wurden während der gesamten Kriegszeit etwa 2,5 Millionen Kriegsgefangene im Deutschen Reich interniert, in Österreich-Ungarn waren es etwa 1,3 Millionen. Etwa 70 Prozent der Gefangenen kamen aus der russischen Armee, etwa 25 Prozent aus französischen Truppen, etwa 185.000 aus britischen Truppen und mehrere Zehntausend Gefangene jeweils aus den kleineren Staaten im Krieg gegen die Mittelmächte.³¹ Die Zusammensetzung der in den Lagern internierten Menschengruppen war Folge der politisch-militärischen Blockbildung: Die Armeen Großbritanniens und Frankreichs setzten für den Kampf auf europäischem Boden Soldaten aus ihren Kolonien in Asien und Afrika ein.³²

Das Deutsche Reich verpflichtete zwar selbst Kolonialtruppen in seinen afrikanischen „Schutzgebieten“, etwa die legendären Askaris, setzte diese aber nicht auf europäischem Boden ein. Die Habsburger Monarchie besaß im politischen Sinne keine Kolonien in Übersee, sondern in Europa, verfolgte jedoch in Übersee ebenso wie die europäischen Kolonialmächte wirtschaftliche Interessen.³³ Kolonialsoldaten konnte sie dagegen nicht verpflichten. Während bereits in früheren europäischen Kriegen afrikanische und asiatische Soldaten eingesetzt worden waren, überstieg die Anzahl von mehr als einer Million Kolonialsoldaten im Ersten Weltkrieg diese Dimensionen um ein Vielfaches.³⁴ Auf den Schlachtfeldern des Weltkriegs wur-

²⁹ Vgl. Ziegler 2009.

³⁰ Vgl. Pöch 1907a, S. 395.

³¹ Vgl. Hinz 2006, S. 10.

³² Vgl. Koller 2001 und Koller 2010.

³³ Vgl. etwa für Afrika: Sauer 2002.

³⁴ Vgl. Kahleyss 2000, S. 12f.

den die Kolonialsoldaten oft als „Kanonenfutter“ in vorderster Linie an die Front geschickt, ebenso russische Truppen aus dem asiatischen Teil des Zarenreiches, vor allem Tataren und Georgier. So starben sehr viele von ihnen bereits in den ersten Kampftagen, und eine große Anzahl geriet in Kriegsgefangenschaft.

Der militärische Einsatz von Rekruten aus kolonialisierten und abhängigen Ländern durch die Entente-Staaten wurde umgehend zum Skandalthema der deutschsprachigen Kriegspropaganda. In Österreich verwies die Presse besonders auf Truppen aus den asiatischen Regionen des Russischen Reichs, die auch von Wissenschaftlern als „wildes und halbwildes Kriegsvolk“ in der „barbarischen“ Armee des Zaren abgewertet wurden.³⁵ Während in den Staaten der Habsburger Monarchie ausschließlich Gefangene von der Ostfront, aus der russischen Armee, aus den Balkanländern und später aus Italien interniert wurden, fanden sich in deutschen Gefangenenlagern auch Soldaten von der Westfront. Im Deutschen Reich richteten sich die Hauptangriffe der Presse gegen die afrikanischen und asiatischen Soldaten, die zwar prozentual gesehen nur einen sehr kleinen Teil der alliierten Armeen ausmachten, sich jedoch für die Zwecke der Kriegspropaganda besonders zu eignen schienen.³⁶ So wurden schon bald nach Kriegsausbruch deutsche Artikel über die „Bundesgenossen“ der europäischen Kriegsgegner publiziert, in denen bezweifelt wurde, dass der Einsatz „farbiger Hilfstruppen“ völkerrechtlich vertretbar war. Diese seien als „Barbaren“ und mit ihren „bestialischen“ Kampfweisen zudem unangemessene Gegner. Immer wieder benutzten deutsche Autoren die Formulierung der „Menschenfresser“, die die Alliierten als „Kulturkämpfer“ einsetzten.³⁷

Das in solchen Ausdrücken aufgerufene Kulturverständnis bezog sich auf die im Imperialismus gängige Unterteilung der Weltbevölkerung in „Naturvölker“, „Halbkulturvölker“ und „Kulturvölker“. Wenn die deutsche Presse 1914 den „Kulturvölkern“ England und Frankreich vorwarf, mit „Völkern niedrigster Kulturstufe“, also „Naturvölkern“ zu paktieren, verbarg sich dahinter die Angst vor einem fundamentalen Umbruch der Weltordnung. Vor dem Weltkrieg waren die „Kulturvölker“, vor allem die europäischen Kolonialnationen, durch ihre imperialistischen Absichten verbunden und gemeinsam den „Naturvölkern“ übergeordnet gewesen. Der Krieg bestätigte diese Hierarchie von Herrschern und Beherrschten nicht länger.

³⁵ Vgl. Toldt (1915–1920), Bericht über die Jahresversammlung am 10.3.1915, MAGW 45, 1915, S. 11.

³⁶ Vgl. Koller 2001; Scheer 2009; 2010, S. 288f.

³⁷ Vgl. etwa *Illustrierte Zeitung*, 24.12.1914.

Stattdessen führte er zu einer konträr verlaufenden Blockbildung. Die europäischen „Kulturvölker“ Großbritannien und Frankreich verbündeten sich jeweils mit unterworfenen „Naturvölkern“, um gegen das „Kulturvolk“ der Deutschen und Österreicher Krieg zu führen.

Wenn die Soldaten aus den Kolonien von der deutschsprachigen Presse böseartig-ironisch als „Kulturkämpfer“ betitelt wurden³⁸, so auch deshalb, weil sich die Möglichkeit eines Sieges der Entente-Mächte mitsamt seiner Konsequenzen andeuteten: Die „Kulturvölker“ der Deutschen und Österreicher, denen nach der alten Ideologie die Macht der Weltherrschaft vorbehalten war, würden im Falle des Sieges der Entente auch von „Naturvölkern“ unterworfen, die unter bestimmten Umständen sogar in die Machtposition von „Kulturvölkern“ aufrücken könnten. Die imperialistische Weltordnung wäre dadurch hinfällig. Solche Visionen formulierten nicht nur Vertreter der Sensationspresse und populärer Wissenschaftsmagazine, sondern auch etablierte Wissenschaftler wie Karl Weule (1864–1926), der Direktor des Leipziger Museums für Völkerkunde:

„Bisher war die Vorherrschaft dieser weißen Rasse über alle anderen unbezweifelt und unantastbar. Durch Englands Hereinziehen der Japaner [...] ist sie es nicht mehr. [...] Aber noch viel schwerer und verhängnisvoller ist das Rasseverbrechen der Engländer und Franzosen bei den Schwarzen. [...] Wie will England es verantworten, daß es deutsche Männer im Bismarck-Archipel vor Schwarzen oder gar durch Schwarze hat auspeitschen lassen? [...] die Frage erhebt sich schon jetzt mit furchtbarem Drohen, wie fernerhin jede europäische Macht, und so auch wir, eine farbige, niedrigere Rasse beherrschen sollen, der jede Achtung und jede Ehrfurcht vor dem bisher vergötterten Weißen durch ein System von Maßnahmen genommen worden ist, wie sie unsere Gegner beliebt haben.“³⁹

Weules Zeilen demonstrieren, dass nicht nur Begrifflichkeiten aus dem ethnografischen Zusammenhang in den allgemeinen Sprachgebrauch und damit auch in die Kriegspropaganda gewechselt hatten. Umgekehrt sahen sich Völkerkundler berufen, aus ihrer Wissenschaft heraus ein Deutungsmodell des Weltkriegs zu liefern und, langfristig gesehen, ihre Disziplin zu konsolidieren.

Anthropologen und Völkerkundler erkannten in der Kriegssituation auch eine brauchbare Gelegenheit für die Profilierung ihrer Wissenschaften und

³⁸ Vgl. etwa Heilborn 1916a und Heilborn 1916b.

³⁹ Weule 1915c, hier Teil 2, S. 253.

reagierten schnell auf die Nachrichten aus den Gefangenenlagern. Sie folgten dabei der Presse zum Teil auch rhetorisch, indem sie in ihren Forschungsanträgen etwa vom „bunte[n] Gemisch von Menschen der verschiedensten Volks- und Rassenzugehörigkeit“⁴⁰ sprachen. In Österreich ging das Forschungsbegehren von der Anthropologischen Gesellschaft aus. In der Sitzung am 11. Juni 1915 wurde die Ansicht geäußert, „daß die Anhäufung eines solchen Menschenmaterials in den k.u.k. Kriegsgefangenenlagern und die geordneten Verhältnisse, unter welchen sich dasselbe befindet, eine außerordentlich günstige, voraussichtlich niemals wiederkehrende Gelegenheit zu großzügigen anthropologischen Untersuchungen darbieten“ würde.⁴¹

Daraufhin suchte der Präsident, Carl Toldt, beim k.u.k. Kriegsministerium um die Erlaubnis an, in den Kriegsgefangenenlagern der Monarchie anthropologische Untersuchungen durchführen zu dürfen, „unter besonderem Hinweis darauf, daß durch die Kriegslage der Wissenschaft eine nicht wiederkehrende Forschungsgelegenheit geboten werde“.⁴² Nach der Zusage des Kriegsministeriums konnten die nötigen Gelder beantragt werden: Im Jahr 1915 stellte die Anthropologische Gesellschaft 2.000 Kronen zur Verfügung und erhielt 300 Kronen aus einer privaten Zuwendung von Dr. R. Sieghart. Weitere Kosten übernahm mit 4.000 Kronen die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien, an die Rudolf Pöch im Juni 1915 einen Antrag auf Subvention gerichtet und mit den Worten eingeleitet hatte:

„Seit Beginn des Krieges sind mehrere Hunderttausend russischer Soldaten in österreichischen Gefangenenlagern interniert worden; Vertreter der verschiedensten Völkerschaften, oft aus den entlegensten Provinzen des weiten russischen Reiches stammend, sind so an einigen Orten der Monarchie konzentriert. Diese eigentümlichen, durch den Krieg geschaffenen Verhältnisse bieten für die Wissenschaft eine noch nie dagewesene und kaum wiederkehrende Gelegenheit, die anthropologischen Kenntnisse über diese Völker zu erweitern.“⁴³

⁴⁰ Toldt 1915–1920, Bericht über die Jahresversammlung am 9.3.1916, MAGW 46, 1916, S. [10].

⁴¹ Ebd.

⁴² Pöch 1915–1917, 1. Bericht, S. 219.

⁴³ AÖAW; Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 411/1915, Antragsschreiben auf eine Subvention von 4.000 Kronen von Rudolf Pöch an die math.-nat. Klasse der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 23.6.1915, vorgelegt in der Sitzung vom 24.6.1915; sowie Abrechnung vom 14.10.1915. Zu den Subventionen durch die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften von 1915 bis 1918 generell siehe: AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6 (Nr. 411/1915, 367/1916, 840/1916, 461/1917, 250/1918, 478/1918).

Ausschlaggebend für die Finanzierung solcher Studien war der im Vergleich zu den sonstigen Expeditionen in ferne Länder verhältnismäßig geringe Aufwand von Reisen in die eigenen Gefangenenlager. Dort konnten Vertreter verschiedenster national, geografisch und anders definierter Gruppen von „Feinden“ in einer Art invertierter Weltreise untersucht werden. Der Weltkrieg brachte die „Welt“ in die Lager der Mittelmächte, wo die Forscher unter den Kriegsbedingungen fast uneingeschränkt auf die Internierten „Zugriff“ hatten und eine große Menge an Daten erheben und Aufzeichnungen produzieren konnten. Dies prädestinierte gerade solche Wissenschaftler für die Lagerforschungen, die auch über Erfahrungen mit Expeditionen in ferne Länder und über technisches Know-how in der Forschung *in situ*, im Feld, verfügten.

Mit Blick auf Pöchs Forschungsreisen nach Neuguinea und Südafrika ist es folgerichtig, dass bei den Lagerforschungen ab 1915 nicht nur anthropologische Daten erhoben wurden, sondern auch technische Medien – Fotokamera, Kinematograph, Phonograph – zum Einsatz kamen, dass Pöch alle Arbeitsaufgaben selbst koordinierte und an ihrer Durchführung beteiligt war. Wie bei den früheren Expeditionen verfasste er auch eigenhändig alle Arbeitsberichte. Durch die publizierten Fassungen von regelmäßigen Berichten gegenüber der Anthropologischen Gesellschaft und dem maßgeblichen Forschungsfinanzierer, der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, sind die Aktivitäten der „anthropologischen Studienkommission“⁴⁴, wie Pöch die Gruppe von Wissenschaftlern auch nannte, ausführlich dokumentiert.⁴⁵

Im Jahr 1915 bereiste Pöch, der zwischen 1914 und 1916 als Arzt im Verwundetenspital der Wiener Universität verpflichtet war⁴⁶, mit seinem Assistenten Josef Weninger und weiteren Mitarbeitern seiner Lehrkanzel – Fritz Hautmann, Georg Kyrle, Michael Hesch, Fritz Paudler – die Kriegsgefangenenlager in Eger, Reichenberg (heute Liberec in der Tschechischen Republik) und Theresienstadt, um dort „zunächst die kleineren, anthropologisch weniger gut bekannten Völkerschaften des Russischen Reiches“⁴⁷ zu erforschen. Zur Untersuchung gehörte die Aufnahme der Personalien der ausgewählten Personen und die Feststellung des Grades der „Rassenreinheit“⁴⁸ sowie ihre Beschreibung und körperliche Vermessung nach den

⁴⁴ Pöch 1915–1917, I. Bericht, S. 220.

⁴⁵ Vgl. Pöch 1915–1917, Pöch 1915–1918.

⁴⁶ Vgl. Szilvássy/Spindler/Kritscher 1980, S. 745.

⁴⁷ Pöch 1915–1917, I. Bericht, S. 220.

⁴⁸ Pöch 1915–1917, I. Bericht, S. 221.

Standards der physischen Anthropologie. Von einem Teil der Gefangenen wurden zudem Hand- und Fußabdrücke, Fotos und/oder Gipsabgüsse von Händen, Füßen und Köpfen angefertigt. Auch etwa 600 Meter Film belichtete Pöch in den Gefangenenlagern.

Die Akademie der Wissenschaften hatte ihre finanzielle Unterstützung des anthropologischen Projekts im Jahr 1915 allerdings nur zugesagt „unter der Bedingung, daß auch phonographische Aufnahmen gemacht und daß die wissenschaftlichen Ergebnisse der Arbeiten zuerst der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften vorgelegt werden“.⁴⁹ Die Aufforderung, Tonaufnahmen auf Expeditionen herzustellen, hatte die Akademie seit der Gründung des Phonogrammarchivs wiederholt ausgesprochen. Sie setzte damit eine Empfehlung Sigmund Exners um, die bereits aus dessen Gründungsantrag zu einem „phonographischen Archiv“ stammte. Im Jahr 1899 hatte der Physiologe Exner vorgeschlagen, in dem zu gründenden Archiv Beispiele von „sämtlichen Sprachen der Erde“ zu sammeln. Um dies zu erreichen, müssten „die von der Kaiserl. Akademie, den cartellirten Akademien oder anderen Corporationen veranstalteten Reisen und Expeditionen ausgenützt werden, indem eines der Mitglieder in der Handhabung des Phonographen unterrichtet und insbesondere auch angewiesen würde, die zu jeder Walze gehörigen Notizen systematisch zu verzeichnen“.⁵⁰

Nachdem das phonographische Archiv als eine gemeinsame Einrichtung der mathematisch-naturwissenschaftlichen und der philosophisch-historischen Klasse der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien gegründet worden war, stattete diese in den folgenden Jahren viele von Wien aus startende Expeditionen mit einem Phonographen aus – darunter Pöchs Reisen nach Neuguinea und in die Kalahari. In diesem Sinne fasste die Akademie auch die Kriegsgefangenenforschungen als eine Expedition auf, bei der Sprachbeispiele gesammelt werden sollten. So führte Pöch bei seinen Lagerbesuchen einen Archiv-Phonographen des Phonogrammarchivs mit und stellte im Jahr 1915 insgesamt 65 bespielte Wachsplatten her, die gesprochene und gesungene Stücke in verschiedenen Sprachen enthielten.⁵¹

Parallel zu und unabhängig von den österreichischen Untersuchungen fanden Forschungen an Kriegsgefangenen im Deutschen Reich statt.⁵² Wäh-

⁴⁹ Pöch 1915–1918, Jg. 52, 1915, Nr. 19, S. 248–255, hier S. 249.

⁵⁰ AÖAW, Phonogrammarchiv, Karton 1, Mappe 1899, Gründungsantrag Exners an die Akademie vom 28.4.1899. Gedruckte Fassung: Exner 1901, S. 2.

⁵¹ Vgl. Pöch 1915–1918, Jg. 52, 1915, Nr. 19, S. 248–255. Pöch verfasste dazu auch eine eigene *Mitteilung der Phonogrammarchivskommission* (Pöch 1916b).

⁵² Zu den deutschen Forschungen an Kriegsgefangenen im Ersten Weltkrieg, speziell der Arbeit der Preußisch Phonographischen Kommission vgl. u. a. Mehnert 1996, Bayer/

rend die zum Großteil durch die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften finanzierten Forschungen in Österreich hauptsächlich den Interessen der wissenschaftlichen *Disziplinen* der Anthropologie, Linguistik, Orientalistik und Musikwissenschaft dienten, war das offizielle Projekt der Lagerforschungen im Deutschen Reich von Beginn an einem *Medium* verpflichtet: der Tonaufnahme. Beide Forschungsprojekte verwendeten zwar Medien, jedoch lag in Wien der Schwerpunkt neben Textarbeiten auf *Visualisierungen*, während in Berlin der Fokus auf *Hörbarmachungen* gesetzt wurde.

Im November 1915 erreichten Carl Stumpf und Wilhelm Doegen, dass das Preußische Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine Königlich Preußische Phonographische Kommission zu Forschungen in deutschen Kriegsgefangenenlagern einsetzte. Stumpf (1848–1936), Wahrnehmungspsychologe und Musikwissenschaftler, Gründer und Leiter des Berliner Phonogramm-Archivs, übernahm die wissenschaftliche Leitung der Kommission sowie den Teilbereich Musik. Doegen (1877–1967), ein Gymnasiallehrer, der sich durch den Einsatz von Schallplatten zum Sprachunterricht hervorgetan hatte, wurde mit der Organisation der Forschungen beauftragt. Die Kommission bestand darüber hinaus aus etwa 30 Mitarbeitern, hauptsächlich Linguisten. Explizit sprachwissenschaftliche Forschungen unterstützte auch die Preußische Akademie der Wissenschaften, die einige Mitglieder zählte – Stumpf, Heinrich Lüders, Wilhelm Schulze –, welche zugleich maßgebliche Positionen in der Phonographischen Kommission bekleideten. In den Jahren 1916 bis 1918 subventionierte die Preußische Akademie separate Studien zu afrikanischen, baskischen und tatarischen Sprachen in den Gefangenenlagern.⁵³ Gemeinsam mit der Münchner Akademie der Wissenschaften finanzierte sie auch ein phonographisches Projekt mit griechischen Aufnahmen.⁵⁴

Die Phonographische Kommission hatte neben ehrenamtlich tätigen Mitarbeitern acht Mitglieder, die jeweils einem eigenen Bereich vorstanden: orientalische Sprachen unter Prof. Kurt Sachau, englische Sprache

Mahrenholz 2000, Ziegler 2000, 2006, Lange 2007a, 2008a.

⁵³ Schulze, W., Studium der altfinnischen Sprachen in deutschen Gefangenenlagern, 1917–1919; H. Morf, H. Schulze, H. Urtel: Baskische Sprachforschungen in Gefangenenlagern, 1916–1918; E. Sachau, E. Weil: Erforschung der tatarischen Sprache in Gefangenenlagern, 1917–1918; alle in: ABBAW, 1912–1945, II-VIII, 348 (Unterstützte wiss. Unternehmungen d. phil.-hist. Klasse, 1916–1917).

⁵⁴ Stumpf, phonographische Aufnahmen griechischer Dialekte und Gesänge im Griechenlager zu Görlitz, in: ABBAW, PAW 1912–1945, II-VIII, 348 (Unterstützte wiss. Unternehmungen d. phil.-hist. Klasse, 1916–1917). Vgl. dazu auch Kratz 2005, sowie Andrikopoulos/Toumbekis 2006.

unter Prof. Alois Brandl, vergleichende und indogermanische Sprachwissenschaft unter Prof. Wilhelm Schulze, romanische Sprachen unter Prof. Heinrich Morf, indische und mongolische Sprachen unter Prof. Heinrich Lüders und afrikanische Sprachen unter Prof. Carl Meinhof. Dem Bereich Musik stand Carl Stumpf vor, in die Arbeit war kurzzeitig auch Erich Moritz von Hornbostel eingebunden. Hornbostel (1877–1935), ein gebürtiger Österreicher, der 1905 die Leitung des Berliner Phonogramm-Archivs übernommen hatte und später einer der bedeutendsten Musikethnologen überhaupt werden sollte, hatte kaum mit den Kriegsgefangenenforschungen zu tun.⁵⁵ Ab 1915 entwickelte er gemeinsam mit dem Gestaltpsychologen Max Wertheimer am Psychologischen Institut der Berliner Universität den sogenannten „Richtungshörer“, ein in der militärischen Aufklärung nutzbares Instrument zur akustischen Lokalisierung von Schallquellen.⁵⁶ Mit den Tonaufnahmen in den Kriegsgefangenenlagern unter Stumpf war ab März 1916 Georg Schünemann beschäftigt. Zwischen Ende 1915 und Ende 1918 bereisten die Mitarbeiter der Kommission insgesamt 75 deutsche Kriegsgefangenenlager und stellten dort sprach- und musikwissenschaftliche Forschungen an. Es entstanden insgesamt 1.651 grammophonische Lautplatten mit Sprech-, Musik- und Instrumentalaufnahmen sowie 1.022 Wachswalzen mit Musikaufnahmen.⁵⁷

Schließlich umfasste die Phonographische Kommission den Bereich „Völkerkunde“, für den Felix von Luschan verantwortlich war.⁵⁸ Luschan ließ unter den Kriegsgefangenen vorwiegend physisch-anthropologische Forschungen von jüngeren Wissenschaftlern durchführen – Egon von Eickstedt⁵⁹, seinem Doktoranden, und Otto Reche (Völkerkundemuseum Hamburg)⁶⁰. Inwieweit er persönlich in die Lager reiste und dort Vermessungen durchführte, ist bisher nicht eindeutig geklärt, doch vermutlich waren eigenhändige Untersuchungen aufgrund von Luschans Alter und seiner Position nicht sehr umfangreich.⁶¹ Innerhalb der Kommission arbeitete er weitgehend selbständig und unabhängig von den Sprachforschern.⁶² Im

⁵⁵ Vgl. Ziegler 2006, S. 24.

⁵⁶ Vgl. Hoffmann 1994.

⁵⁷ Vgl. u. a. Mehnert 1996; Bayer/Mahrenholz 2000; Ziegler 2006, S. 24f..

⁵⁸ Vgl. Doegen 1925, Einleitung, S. 10.

⁵⁹ Zu Eickstedt vgl. Preuß 2009.

⁶⁰ Vgl. zu Reche: Geisenheiner 2002; zu Eickstedt, Reche und Pöch: Evans 2002, 2003, 2010a, 2010b; zu Eickstedt: Preuß 2009.

⁶¹ Vgl. Laukötter 2007, S. 276.

⁶² In engerem Austausch stand Luschan vor allem mit dem Afrikanisten Carl Meinhof, mit dem er bereits vor dem Weltkrieg gemeinsam publiziert hatte: Er übernahm die

Jahr 1919 antwortete er auf eine interne Umfrage Stumpfs unter den Mitgliedern:

„Meine Arbeiten in den Lagern waren [...] im wesentlichen rein anthropologischer Art; nur in Ausnahmefällen habe ich Gelegenheit zu ethnographischen Feststellungen gehabt. Es wurden mehrere tausend Leute genau gemessen und beschrieben. Ich selbst war vorzugsweise bemüht, das bis jetzt recht unklare Verhältnis zwischen Berbern und Arabern festzustellen sowie über eine Reihe von Kaukasus-Stämmen ins Reine zu kommen; ebenso habe ich versucht, über einige indische Stämme Klarheit zu gewinnen.“⁶³

Seine Fotografien und den bereits erwähnten Aufsatz „Einführung in die Grundzüge der Anthropologie“⁶⁴, die allerdings „nur in losem Zusammenhang mit [s]einen Arbeiten in den Lagern“⁶⁵ stünden, veröffentlichte Luschan in dem 1917 erschienen Buch *Kriegsgefangene. Ein Beitrag zur Völkerkunde im Weltkriege*, in dem der jüdische Künstler Hermann Struck 100 Steinzeichnungen von Kriegsgefangenen publizierte.⁶⁶ Die Betitelung von Buch und Aufsatz weisen nicht nur auf die fließenden Grenzen von Anthropologie und Völkerkunde zu dieser Zeit, sondern auch auf die große Bedeutung, die Luschan der Lagersituation beimaß: Die Vermessungen in den Lagern gaben Anlass – weil Gelegenheit – zu einer Behandlung von „Grundfragen“ der wissenschaftlichen Disziplin der Anthropologie. Exemplare des Werks übersandte Luschan verschiedenen Kollegen, die ebenfalls mit den Kriegsgefangenenforschungen befasst waren.⁶⁷ Darüber hinaus verarbeitete nur Eickstedt die in den Lagern gesammelten Daten für seine Dissertation über indische Sikh.⁶⁸ Insgesamt blieben die anthropologischen Studien im Deutschen Reich ein unabhängiges Nebenprodukt des phonographischen Projekts – anders als in Wien, wo der Schwerpunkt der Kriegsgefangenenuntersuchungen auf physischer Anthropologie lag.

Illustrationen in *Die Sprache der Hamiten* (Luschan 1912). Näher als mit den beteiligten Linguisten hatte Luschan auch mit dem Ethnologen Paul Hambruch zu tun.

⁶³ EMBPH, Antwort Luschans vom 24.2.1919 auf eine Anfrage Carl Stumpfs vom 15.2.1919. Wahrscheinlich bezieht sich Luschan weniger auf eigene Arbeiten als auf die Untersuchungen, die Eickstedt an Indern durchgeführt hatte.

⁶⁴ Vgl. Luschan 1917, S. 1–117.

⁶⁵ Ebd.

⁶⁶ Vgl. Luschan 1917.

⁶⁷ So etwa an Pöch, Martin und Eickstedt. Vgl. STBBNLL.

⁶⁸ Vgl. Eickstedt 1921.

Die insgesamt über 2.500 Tonträger, die die Phonographische Kommission bis zum Kriegsende bespielte, umfassten laut Doegen etwa 215 verschiedene Sprachen und Dialekte.⁶⁹ Finanziert wurden die Arbeiten hauptsächlich durch Gelder aus dem „Kaiserlichen Dispositionsfonds“ Wilhelms II.⁷⁰ Im Deutschen Reich wurden die wissenschaftlichen Forschungen an Kriegsgefangenen streng geheim gehalten⁷¹, während dies in Österreich nicht der Fall war. Die Ergebnisse der Lagerforschungen wurden in Wien in den *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft*⁷² und in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften veröffentlicht.⁷³ Auch behandelten die beteiligten Wissenschaftler sie in Vorlesungen an der Universität und Vorträgen in wissenschaftlichen Gesellschaften sowie im Rahmen der Volksbildung in der Wiener Urania.⁷⁴ Die hergestellten Aufzeichnungen wurden noch während des Krieges öffentlich verwendet, so etwa für die beiden großen Kriegsausstellungen in Wien 1916 und 1917. Auf Wunsch der k.u.k. Kriegs- und Kultusministerien reproduzierten Pöch und Weninger fotografische Porträts und Gipsköpfe von Internierten für die jeweilige Abteilung zum „Gefangenenwesen“⁷⁵ (vgl. Kap. III.5).

In seinen Berichten verglich Pöch die Forschungen in den Kriegsgefangenenlagern selbst wiederholt mit Forschungen auf Expeditionen, meist mit dem Fazit, dass in den Lagern unter viel besseren Bedingungen gearbeitet werden könne. Zu fragen ist demnach, inwieweit es sich bei den Untersuchungen an Kriegsgefangenen um „Feldforschung“ *ex situ* handelte. In den Interniertenlagern, die die deutschen und österreichischen Wissenschaftler im Ersten Weltkrieg ohne die Kosten und den logistischen Aufwand der früheren Expeditionen bereisen konnten, fanden sie eine völlig andere Situation vor als in fernen Ländern. Wenn Pöch und seine Assistenten auch im

⁶⁹ Doegen 1925, Einleitung, S. 13.

⁷⁰ Doegen 1925, Einleitung, S. 11. Nach Doegens Bericht stiftete außerdem der „Kaufmann Herr Palm“ aus Berlin-Zehlendorf „eine erhebliche Summe“. Vgl. außerdem GStA PK, I. HA Rep. 76 Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten (Kultusministerium), Va Sekt 2 Tit 10 Nr. 250, Bd. 1 und Bd. 2, Institut für Lautforschung, 1917–1930.

⁷¹ EMBPH, Schreiben Carl Stumpfs an alle Mitglieder der Kommission, 1917; vgl. Ziegler 2000, S. 201.

⁷² Vgl. Pöch 1915–1917.

⁷³ Vgl. Pöch 1915–1918.

⁷⁴ Vgl. Berner 2005, Anm. 78.

⁷⁵ Vgl. Bericht über die Ausschusssitzung am 6.6.1916, in: MAGW 46, 1916, S. [36]-[37]; sowie sekundär Stangl 2000, S. 177. Vgl. außerdem ÖSTKA, KM 1916, Abt. 10, Karton 1384, Akten 78–3; KM 1917, Abt. 10, Karton 1585, Akten 78; AOK-KPQu, Ausstellungen L-Z, Karton 46.

jeweiligen Kriegsgefangenenlager untergebracht waren und sich dort über Wochen Tag und Nacht aufhielten, so bewegten sie sich doch nicht in einem ethnografischen „Feld“. Anders als bei einer Forschung vor Ort fehlten der geografische und kulturelle Rahmen, die Natur und der soziale beziehungsweise gesellschaftliche Zusammenhang des Heimatorts: Faktoren, die von großer Bedeutung für eine klassische ethnografische Forschung waren. Der eklatanteste Unterschied zur Forschung auf Expeditionen war somit, dass die Wissenschaftler in den deutschen und österreichisch-ungarischen Lagern des Weltkriegs keine sozialen Zusammenhänge *in situ*, etwa wie in einer Dorfgemeinschaft, untersuchen, sondern nur das Leben in der Lagerordnung beobachten konnten.

Die Internierten wurden dort mit Gewalt festgehalten, ständig beaufsichtigt und zur Arbeit verpflichtet. Die Lager stellten kein ethnografisches Feld im Sinne einer an einen geografischen Platz gebundenen und anthropologisch, geografisch, kulturell, sprachlich oder anders definierten Gruppe dar. Stattdessen versammelten sie Repräsentanten verschiedenster Menschengruppen, die aller Bezüge in ihrer Heimat entbunden waren. Die dadurch zu einem neuartigen „Feld“ kompilierten Menschen aus „aller“ Welt benutzten Wissenschaftler und Militärs, um kontrolliert Informationen sowie mediale Aufzeichnungen zu sammeln. Wenn die Wissenschaftler im Lager Repräsentanten bestimmter Gruppen ins Auge fassten, beobachteten sie nicht das Leben von beispielsweise „Tataren“, sondern die Lebensumstände von Menschen im Kriegsgefangenenlager. Sie konnten hier keine Ethnografie „tatarischer“ oder anderer Lebensweisen konstruieren, sondern immer nur eine *Ethnografie des Lagers*. Die Forscher im Ersten Weltkrieg blickten auf die Bedingungen des Lagers – und das unter anderem mit Hilfe verschiedener Apparate und Medien.

Im Kriegsgefangenenlager wurden Menschen untersucht, die über soziale Faktoren ausschließlich *berichten* konnten. Möglicherweise ist dies einer von mehreren Gründen dafür, dass die Forschergruppe um Pöch, die sich auf physisch-anthropologische Erhebungen konzentrierte, in den Lagern nicht versuchte, ethnografische Untersuchungen zu betreiben: Das „Feld“ als solches war nicht dort. Zudem war diesen Forschern die Heimat der internierten Kriegsgefangenen nicht vertraut. Pöch war – anders als etwa den ebenfalls für die Kriegsgefangenenforschungen herangezogenen Ethnografen und Kaukasus-Experten Robert Bleichsteiner und Adolf Dirr – der Kaukasus völlig unbekannt. Ethnografische Berichte über Sitten und Bräuche im Kaukasus hätte er weder bezweifeln noch bestätigen können. Ethnografische Beobachtungen unter der Ägide Pöchs konnten im Lager nicht praktiziert, sie konnten bestenfalls inszeniert werden. Am deutlich-

ten zeigt dies der Einsatz des Kinematographen. Für die Filmaufnahmen wurden die Gefangen angehalten, als „typisch“ geltende Tätigkeiten gänzlich entkontextualisiert vor der Kulisse des Lagers aufzuführen. Ausschnitte handwerklicher Tätigkeiten, ein muslimisches Gebet und verschiedene Tänze wurden aus dem Heimat-Repertoire abgerufen und damit aus dem Lager herausisoliert. Im Film geben sie den Anschein von ethnografischen Szenen, wiewohl in ihnen die Kulisse des Kriegsgefangenenlagers deutlich erkennbar ist (vgl. Kap. IV.1).

Abgesehen von diesen merkwürdigen Inszenierungen von Ethnografie war das anthropologische Unterfangen Pöchs und seiner Helfer an den isolierten biologischen Körper einerseits und an die Sprechfähigkeit und Auskunftswilligkeit der Gefangenen andererseits gebunden. Die Verwandlung von Kriegsgefangenen in epistemische Objekte setzte nicht nur an den Körpern an, sondern an einem weiterem, *dem* Wesensmerkmal des Menschen: der Fähigkeit zu sprechen.⁷⁶ Evidenz in Bezug auf den Körper wurde in den Lagern auf gleichem Wege wie bei der Forschung vor Ort produziert: durch Vermessen und Beschreiben sowie über Körperabdrücke, Abgüsse und (stille oder bewegte) Bilder. Wo jedoch das Sprechen und die Sprache die Grundvoraussetzung für Informationen bildeten, waren die Wissenschaftler zugleich auf Übersetzungen und folglich auf Dolmetscher angewiesen. Wie jedes koloniale Archiv ein Archiv der Übersetzungen ist⁷⁷, so war und ist dies auch das Archiv der sprechenden Kriegsgefangenen. Sprachproben, Erzählungen oder Lieder stellten wie handwerkliche Tätigkeiten zugleich etwas dar, mit dem sich scheinbar gültig hinter das Lager zurück in die Heimat der Sprecher greifen ließ: Mit diesen Stücken konnte scheinbar vom Lagerkontext abstrahiert werden. Die Bedingungen des Kriegsgefangenenlagers aber ließen sich nicht negieren, sie schrieben sich in die Aufnahmesituation ein.

Für die europäischen Wissenschaftler lag daher ein Vergleich der Lagerforschungen mit einer anderen bekannten Forschungssituation näher als der Vergleich mit der „Feldforschung“ oder dem Forschen auf Reisen: In der *Umschau* bezeichnete Pöch die Kriegsgefangenenlager euphorisch als „eine Völkerschau ohnegleichen!“⁷⁸ Wie geläufig solche Analogien im populärwissenschaftlichen Rahmen waren, zeigen weitere Beispiele. Im Deutschen Reich veröffentlichte Otto Stiehl, Kommandant des „Halbmondlagers“ in Wünsdorf bei Berlin und Hobbyfotograf, 1916 in einem Bildband

⁷⁶ Vgl. Balke 2009, S. 66.

⁷⁷ Zum kolonialen Archiv als Archiv der Übersetzungen vgl. Amin 2002, S. 28.

⁷⁸ Pöch 1916a, S. 989.

mit dem Titel *Unsere Feinde* Porträtfotos von Gefangenen. Er selbst bezeichnete das Werk als „Völkerschau“, die dazu dienen sollte, „Beispiele und Belegstücke des Menschentums aus den verschiedensten Völkern, Ländern und Klimaten“ kennenzulernen.⁷⁹ Eine später zentrale Figur in der deutschsprachigen Völkerkunde, der Afrika-Forscher Leo Frobenius, hielt sich 1916 zum Studium von Sagen und Märchen internierter Kabylen ebenfalls im „Halbmondlager“ auf.⁸⁰ Im selben Jahr brachte er einen Bildband mit dem abwertenden Titel *Der Völkerzirkus unserer Feinde* heraus.⁸¹ Beide Werke formulierten eine Analogie zwischen der Präsenz von lebenden „exotischen“ Menschen in den Kriegsgefangenenlagern und bei den Veranstaltungen der Vergnügungsindustrie um 1900: bei Völkerschauen und im Zirkus. In dieser Reihe ließen sich die europäischen Zoos ergänzen, in denen mitunter ebenfalls „exotische“ Menschen gezeigt wurden, sowie die ethnografischen Dörfer auf großen Ausstellungen.

Vor dem Weltkrieg gehörte es zum Alltagsgeschäft europäischer Anthropologen und Ethnologen, zu Forschungszwecken jene so genannten Völkerschauen zu besuchen, die etwa seit der Mitte des 19. Jahrhunderts regelmäßig in Europa veranstaltet wurden. Unternehmer, im Deutschen Reich allen voran der bekannte Hamburger Tierhändler und spätere Zoobesitzer Carl Hagenbeck, heuerten Gruppen „fremder“, „exotischer“ Menschen an und zeigten diese auf Tournéen in europäischen Städten.⁸² Die Gruppen sollten bei den Vorstellungen nach bestimmten, vom Unternehmer gemachten Vorgaben ihre eigene Kultur darstellen, indem sie – in landesübliche Kostüme gekleidet, mit Musikinstrumenten und ethnografischen Gegenständen ausgestattet – Gesänge, Sitten und Bräuche, handwerkliche und zeremonielle Tätigkeiten und Ähnliches vorführten. Gerade die Berliner

⁷⁹ Stiehl 1916, S. 31.

⁸⁰ Vgl. „Stand der Rudolf-Virchow-Stiftung für das Jahr 1916“, in: *Zeitschrift für Ethnologie* 48, 1916, S. 388–392, hier S. 389. Vgl. dazu außerdem 13 erhaltene von 14 Notizbüchern von Leo Frobenius von August bis Oktober 1916 im Frobenius-Institut (FI, LF 322 bis LF 334). Nach dem Krieg flossen viele der Texte in ein dreibändiges Werk über die *Volksmärchen der Kabylen* ein: Frobenius 1921/22. Der Umstand der Kriegsgefangenenlager, unter dem die Märchen gesammelt worden waren, blieb unerwähnt. Wahrscheinlich kombinierte Frobenius seine Aufzeichnungen aus Wünsdorf mit Notizen von seiner Reise nach Ägypten 1913/14.

⁸¹ Frobenius 1916. Das Buch richtete sich vor allem gegen die britische und die französische Kolonialmacht, die laut Frobenius ihre abhängigen Völker gleich wilden Tieren „dressierten“. Empörte Reaktionen von Seiten der Exilregierungen der im Buch abgebildeten „Völker“ führten zu einer einlenkenden Haltung des Deutschen Auswärtigen Amtes. Vgl. AABPA, IA-Weltkrieg Abt. A, 126g, adh 1, R 1529, Bd. 20.

⁸² Zu den Völkerschauen vgl. u.v.a.: Thode-Arora 1989.

Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte unter dem Anthropologen Rudolf Virchow nutzte die häufigen Gastspiele von „Fremden“ in Berlin, um die Darsteller/innen anthropologisch und/oder ethnografisch zu untersuchen und in Aufzeichnungen zu erfassen.⁸³ Bei Völkerschauen wurden zudem oft phonographische Aufnahmen gemacht.⁸⁴ Für Franz Boas ging der erste Impuls für ethnografische Feldforschung bei den Indianern der amerikanischen Nordwestküste 1886 von einem Besuch der Völkerschau in Berlin mit neun Bella Coola aus⁸⁵, deren Musik Carl Stumpf schriftlich aufzuzeichnen suchte.⁸⁶

In ethnografischen Dörfern, wie sie ab 1889 auf großen Kolonial-, Industrie- und Weltausstellungen eingerichtet wurden, ergänzten die szenischen Vorführungen eine architektonische Kulisse von importierten beziehungsweise rekonstruierten Dörfern, in denen für die Dauer der Ausstellung Gruppen von fremden Menschen „lebten“. Zwar gaben diese meist auch Vorstellungen zu bestimmten Zeiten wie bei Völkerschauen, jedoch trat der theatrale Aspekt einer kurzzeitigen Performance in den Hintergrund gegenüber dem vermeintlichen Alltagsleben, das die Schaulustigen und auch die Wissenschaftler meinten beobachten zu können. In solchen ethnografischen Dörfern waren auch Anthropologen und Ethnologen häufige Gäste. So nahm etwa Luschan bei der Berliner Gewerbeausstellung 1896 im Treptower Park, wo für mehrere Monate über 100 Menschen aus den deutschen Kolonien in Afrika und im Pazifik in nachgebauten Dörfern auf dem Ausstellungsgelände wohnten, exemplarische Untersuchungen vor⁸⁷ (vgl. Kap. II.2).

Pöchs Vergleich der Menschengruppen in den Kriegsgefangenenlagern mit einer Völkerschau trifft insofern zu, als die entscheidende Prämisse übereinstimmte. Die zu untersuchenden Fremden wurden nicht in ihrer Heimat erforscht, sondern in der Heimat der Forscher: an einem europäischen Ort, wo sie unter den jeweiligen kommerziellen oder aber militärischen Bedingungen der europäischen Metropole und der agierenden Wissenschaftler zu Objekten des Wissens gemacht wurden. Die Gefangenenlager des Ersten Weltkriegs allerdings befanden sich nicht in den Metropolen

⁸³ Vgl. u. a. Lange 2004.

⁸⁴ Die ersten Tonaufnahmen des Berliner Phonogramm-Archivs machten Carl Stumpf, Erich von Hornbostel und Otto Abraham bei Gastspielen einer siamesischen und einer japanischen Theatergruppe in den Jahren 1899 und 1900 im Deutschen Reich. Vgl. Stumpf 1901, Abraham/von Hornbostel 1903.

⁸⁵ Vgl. Cole 1999.

⁸⁶ Vgl. Stumpf 1886.

⁸⁷ Vgl. Luschan 1897a, Luschan 1897b.

und Etablissements der Vergnügungskultur, sondern als militärische Einrichtungen des kriegführenden Staates außerhalb der Städte an mehr oder weniger geheimen, strategisch als sinnvoll erachteten Orten. Anders als bei Völkerschauen und ethnografischen Dörfern, die meist nur Vertreter/innen einer geografisch eingegrenzten Menschengruppe zeigten, setzten sich die Insassen der Kriegsgefangenenlager aus Vertretern vieler ethnischer Gruppen zusammen – sie waren eine multiethnische Gruppe, in der allerdings Frauen und Kinder gänzlich fehlten. Die Identität der ethnischen Gruppe mit der für sie verwendeten Bezeichnung wiederum, die von Werner Michael Schwarz so genannte „ethnische Echtheit“⁸⁸, musste in den Lagern genau so inszeniert werden wie bei einer Völkerschau: Accessoires mussten beschafft, Riten einstudiert und geprobt werden. Anders als bei Völkerschauen passten sich die Inszenierungen in den Lagern nicht in den Rahmen eines kommerziellen Spektakels im Bereich der Vergnügungsindustrie ein, sondern fanden im militärisch abgedichteten Rahmen statt, in dem Lagerpersonal und Wissenschaftler das einzige Publikum waren – wobei Medien die Schnittstelle zu weiteren, nicht im Lager anwesenden Öffentlichkeiten bildeten.⁸⁹

Das neuartige Feld „Lager“ ermöglichte damit auch eine andere Strukturierung des anthropologisch-ethnografischen Wissens, da es viele Menschengruppen auf einem Fleck versammelte und den *simultanen* Vergleich der lebenden Körper nahelegte. Resultate solcher Untersuchungen waren nicht nur exemplarische Studien einer einzigen oder der Vergleich zweier ethnisch definierter Menschengruppen, sondern auch Spektren von vielen verschiedenen Menschengruppen unter identischen Bedingungen, wie in Luschans „Einführung in die Grundzüge der Anthropologie“ in dem Buch *Kriegsgefangene*.⁹⁰ Eine Konsequenz aus der Beschaffenheit des künstlichen Feldes „Lager“ war, dass diese Vergleiche nur bedingt auf die Kultur der Untersuchten eingingen und sich stattdessen vor allem in der deutsch-österreichischen Tradition der physischen Anthropologie auf den Vergleich und die Vermessung der Körper – die Anthropometrie – konzentrierten.

Die Kriegsgefangenenlager boten den Wissenschaftlern zudem logistische und organisatorische Vorteile. Kosten und Zeitaufwand reduzierten sich im Vergleich zu Expeditionen ins Ausland auf ein Minimum. Bei Forschungen im „Feld“ lauende Widrigkeiten – Probleme mit dem außereuro-

⁸⁸ Begriff nach Schwarz 2001, S. 40f.

⁸⁹ Von den deutschen Kriegsgefangenenlagern etwa in Wünsdorf und Köln-Wahn ist bekannt, dass vor den Zäunen regelmäßig deutsche Schaulustige anzutreffen waren.

⁹⁰ Vgl. Luschans 1917.

päischen Klima, dem Transport der Ausrüstung, dem Nachschub an Versorgung und Ersatzteilen und so fort – wären im Kriegsgefangenenlager obsolet, so glaubten die beauftragten Forscher. Rudolf Pöch behauptete außerdem,

„dass die künstlich in den Kriegsgefangenenlagern geschaffenen Verhältnisse viel günstiger für anthropologische Untersuchungen sind als alle anderen natürlichen. Es fallen alle Vorbereitungen für das Aufsuchen und Herbeiholen der zu Messenden weg: Die Leute sind da und stehen zur Verfügung. Das Material ist nicht erst auszusieben, durch die Bestimmungen der Kriegstauglichkeit sind die für die Studien von Rassenmerkmalen unbrauchbaren Elemente ausgeschaltet. Die Untersuchung kann unter den bestmöglichen äußeren Bedingungen stattfinden, es ist eine Arbeit im Laboratorium, verglichen mit der des Forschungsreisenden draußen.“⁹¹

„Laborverhältnisse“ bezeichneten ideale Forschungsbedingungen und zugleich das Gegenteil jeder Situation im „Feld“, in der weder die Menschen noch die Umweltbedingungen kontrollierbar waren. Die Wissenschaftler glaubten, die Bedingungen für ihre Datenerhebung im Gefangenenlager besser diktieren zu können als „draußen“. Dies legte den Schluss auf eine „Laborsituation“ nahe – einen wissenschaftlichen Raum, in dem sie die Apparate, die Objekte, die technischen Verfahren, die Anordnung und den zeitlichen Ablauf beziehungsweise die Wiederholbarkeit eines Experiments bestimmen zu können dachten.

Es ist wohl davon auszugehen, dass die Formulierung „Arbeit im Laboratorium“ für die Lagerstudien ebenso wie die Verwendung des Begriffs „Völkerschau“ auf einen lässigen, zum Teil auch propagandistisch geprägten Umgang mit rhetorischen Formeln zurückzuführen ist. Dennoch ist es sinnvoll, die Lagerforschungen vom Labor abzugrenzen, denn die Lager waren kein Labor im Sinne Pöchs. Andererseits ist davon auszugehen, dass bereits die „Laborbedingungen“ selbst idealisiert wurden, denn wie hinlänglich bekannt ist, treten auch bei Laborforschungen Störungen vielfältiger Art auf. Sicher standen die Lager einer kontrollierten Forschungssituation näher als einer Feldforschung, doch ergaben sich auch in den zu wissenschaftlichen Räumen umfunktionierten Baracken Probleme. So hatte Pöch ganz allgemein festgestellt, dass für die Herstellung phonographischer Aufnahmen nur die Aufnahmesituation im Phonogrammarchiv „die idealen Verhältnisse einer Laboratoriumsarbeit“ bereitstelle, während jedes

⁹¹ Pöch 1916a, S. 989.

Phonographieren „auf Reisen“ zwangsläufig davon abwich.⁹² Hatte er die Photographie im Gefangenenlager zunächst als „Laboratoriums- oder Atelierarbeit“ bezeichnet, musste er bald einräumen, dass sie oft den „Charakter einer Improvisation“ trage.⁹³

Wie das Labor offenbarte das Lager seine größte Schwierigkeit in der Untersuchung und Erfassung von *Menschen*: Eine wissenschaftliche im Sinne einer prüfbareren und wiederholbaren Untersuchungssituation ließ sich letztlich nicht ohne Störungen auf lebendige Menschen anwenden: Das Verhalten der „Studienobjekte“ – die eben nicht nur Objekte, sondern auch Subjekte waren – war nicht programmierbar und unverändert wiederholbar. „Natur“ oder „Natürlichkeit“ konnte nur unter dem Verlust der „Natürlichkeit“ zum Gegenstand eines Experiments gemacht werden. Selbst die „Verfügbarkeit“ der ausgesuchten Personen, die der größte Vorteil der Lager schien, war nicht gewährleistet, da diese oft auf Weisung des Kriegsministeriums oder der Lagerleitung in andere Lager verlegt oder zu Arbeitseinsätzen geschickt wurden.

Weniger an die spezifische Situation der Gefangenenlager als vielmehr an die allgemeinen Bedingungen im Ersten Weltkrieg haben Wissenschaftler/innen in den letzten Jahren die Frage gerichtet, inwiefern die Kriegssituation als Forschungslabor aufzufassen sei. Für die Geschichte der Medizin zwischen 1914 und 1918 hat Wolfgang Eckart festgestellt, dass einerseits viele Ärzte die Kriegssituation als gigantisches Experimentierfeld vor allem auf dem Gebiet der Seuchen als Laboratorium verstanden, und dass sich andererseits im Ersten Weltkrieg die Einrichtung des konkreten bakteriologischen und (hygienisch-)chemischen Laboratoriums bei den behandelnden Ärzten institutionalisierte.⁹⁴ Medizinische Untersuchungen wurden im Ersten Weltkrieg hauptsächlich in der Etappe durchgeführt, an den eigenen Soldaten, wie neuere Untersuchungen unter anderem zur Militärpsychiatrie⁹⁵ und zur Bakteriologie⁹⁶ zeigen. Zwar fanden auch in den Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs medizinische Forschungen statt,⁹⁷

⁹² Vgl. Pöch 1917a, S. 3.

⁹³ Pöch 1917b, S. 137.

⁹⁴ Vgl. Eckart 1996. Wesentlich allgemeiner und unspezifischer hat John Horne behauptet, dass im Ersten Weltkrieg die Heimatfronten als Laboratorien für groß angelegte „Experimente“ gedient hätten, da ihr Funktionieren in ökonomischen, kulturellen und politischen Feldern ausschlaggebend für den totalen Krieg gewesen sei. Vgl. Horne 2004.

⁹⁵ Siehe u. a. Eckart/Gradmann 1998, Köhne 2009.

⁹⁶ Vgl. Berger 2009.

⁹⁷ Vgl. u. a. Eckart 1996, S. 307.

offenbar wurde aber nicht in dem Maße zu Forschungszwecken *in* den Körper eingegriffen, wie dies vorher in Kolonialgefängnissen der Fall gewesen war und wie es später in den Konzentrationslagern des Dritten Reiches und den Gefangenenlagern des Zweiten Weltkriegs geschehen sollte.

Die Forschungen in den Gefangenenlagern des Ersten Weltkriegs bezogen sich in den Vermessungen mit anthropologischen Apparaten und im Abtasten mit Gips und technischen Medien auf die Körperoberfläche sowie darüber hinaus auf die Stimme. Die Stimmen der Gefangenen wurden erstens technisch aufgezeichnet, sie stellten zweitens ein Sprachbeispiel dar und sie dienten drittens zur Beschaffung von Informationen. Für Anthropologen und Ethnografen wie auch Linguisten und Musikwissenschaftler war dabei nicht nur die Quantität der „Studienobjekte“ im Weltkrieg ausschlaggebend, sondern – anders als in der Medizin, die sich für den „universalen“ Körper interessierte – auch deren ethnische Identität und Verschiedenheit. Der „Zugriff“, den sie sich ab 1915 auf die Gefangenenlager verschafften, ähnelte dem „Zugriff“ westlicher Forscher auf die Kolonien. Versteht man mit Laura Ann Stoler und Frederick Cooper die Kolonien um 1900 als „Laboratorien der Moderne“⁹⁸ – als Ort, an dem abendländisches Wissen geschaffen und getestet werden konnte –, so ergibt sich für die deutschen und österreichisch-ungarischen Gefangenenlager zwischen 1914 und 1918 eine doppelte Funktion: In ihnen fällt das Koloniallaboratorium mit den Kriegsbedingungen zusammen. In diesem historisch neuartigen Experimentierfeld untersuchten Forscher Menschen, die nun nicht mehr ausschließlich unter der damaligen ethnografischen Perspektive des „Exotischen“ erschienen, sondern unter Umständen auch unter der politischen Perspektive des „Feindlichen“. Die „Fremden“ waren nunmehr auch als „Feinde“ interessant. Europäische Wissenschaftler prüften und optimierten bei deren Untersuchung die eigenen Verfahren. Dennoch stellte sich auch in den Gefangenenlagern keine Studiosituation her, wie sie im Archiv selbst eingerichtet werden konnte. Sie dienten zwar, sehr verallgemeinernd in zeitgenössischen Termini gesprochen, als „Laboratorium“ in Bezug auf die wissenschaftlich-räumliche Anordnung und die koloniale Machtsituation, stellten aber keine Laborexperimente im physiologischen oder medizinischen Sinne dar.

Die ethnisch definierte Verschiedenheit beziehungsweise ethnische Identität und „ethnische Echtheit“ der Kriegsgefangenen bildete das Hauptkriterium für *vergleichende* wissenschaftlichen Forschungen: Die kompa-

⁹⁸ Stoler/Cooper 1997, S. 5.

orative Methodik, eine in der Anatomie, Botanik, Zoologie und Sprachwissenschaft verwendete „allgemeine Methode“, wurde nach der Erfindung der Schallspeicherung auch in die Musikwissenschaft übernommen⁹⁹ und konnte somit extensiv und durch alle Disziplinen in den Lagern des Ersten Weltkriegs angewendet werden. Sowohl das Preußische als auch das k.u.k. Kriegsministerium sandten im Interesse der Wissenschaftler Rundschreiben an die Gefangenenlager, in denen die Kommandanten gebeten wurden, die dort internierten „Völkerschaften“ aufzulisten. Anhand dieser Listen entschieden die wissenschaftlichen Kommissionen, welche Lager aufgesucht werden sollten.

Rudolf Pösch¹⁰⁰ und Rudolf Martin¹⁰¹ sahen einen großen Vorteil der Kriegsgefangenenforschung in der Tatsache, dass die „Herkunft“ der Gefangenen genau bekannt sei. Aus deutschen Lagern allerdings wurde berichtet, dass die Wissenschaftler zuweilen Schwierigkeiten bei der Identitätsbestimmung hatten. Oft waren sie auf Selbstauskünfte der ausgewählten Personen angewiesen, die zuweilen nicht stimmten, wie die Forscher befürchteten. So notierte Egon von Eickstedt (Abb. 9 und 10), ein Doktorand Luschans, im Lager Ohrdruf im Februar 1916: „Morgen früh um 9 h werden 50 Tartaren auf die Stichhaltigkeit ihrer Nationalität geprüft.“¹⁰² Oft konnten die Forscher die „ethnische Echtheit“ ihrer Messobjekte nicht eindeutig feststellen – ein Problem, das auch von Völkerschauen bekannt war: Unternehmer deklarierten die Darsteller aus kommerziellen Gründen zuweilen als Gruppen, die mehr Publikum anzulocken versprachen, indem sie etwa Bewohner aus den eigenen Kolonien ankündigten statt aus einer der breiten Öffentlichkeit unbekanntem Region.¹⁰³

Statt mit Beweisen mussten die Wissenschaftler sich in den Gefangenenlagern oft mit Beteuerungen zufrieden geben. So berichtete Eickstedt beispielsweise: „No. 728, 29-jähriger ‚Kabyle‘ aus Tiziouzou (frz. Communalstaat, Sardún Ghusín b. Mukhamed stammt aus dem nahe gelegenen Ort Beni Meádgar) hat mir nochmals versichert, dass er ganz echter Kabyle sei.“¹⁰⁴ Die Befragung gab den Kriegsgefangenen auch die Möglichkeit, die Wissenschaftler zu täuschen: Vor den Untersuchungen, so notierte Eickstedt im März 1916, versuchten „sich viele durch ungenaue oder offensicht-

⁹⁹ Vgl. Ames 2003, S. 313.

¹⁰⁰ Pösch 1915–1917, 3. Bericht, S. 80. Pösch nahm zur Bestimmung des Herkunftsortes Landkarten zur Hilfe, um ungenaue Angaben seitens der Gefangenen auszuschließen.

¹⁰¹ Martin 1915.

¹⁰² STBNL, Schreiben Eickstedts aus dem Lager Ohrdruf an Luschan vom 28.2.1916.

¹⁰³ Vgl. u. a. Lange 2004.

¹⁰⁴ STBNL, Schreiben Eickstedts aus dem Lager Darmstadt an Luschan vom 20.5.1916.



Abb. 50. Anthropologische Messungen
 a der Handlänge, b der Schulterbreite nebst Verwendung der Maßtafel, c der Mittelgesichtshöhe und Bestimmung des Nasion (phot. v. Eickstedt)



Abb. 9 und 10: Egon von Eickstedt bei seiner Reise durch Indien 1926–1929

lich falsche Angaben zu drücken¹⁰⁵. Zum Kontext der indischen Einheiten wurde mir außerdem berichtet, dass die Gurkhas dazu angehalten waren, im Falle ihrer Gefangennahme falsche Personalien und ein falsches Regiment anzugeben.¹⁰⁶ Die Hauptschwierigkeit bei den Lagerforschungen bestand also für die Wissenschaftler genau in jener Tatsache, die zunächst als deren größter logistischer Vorteil erschien war: die Ansammlung vieler verschiedener Menschengruppen, die von ihrer Heimat abgeschnitten

¹⁰⁵ STBNL, Karte Eickstedts aus dem Lager Ohrdruff an Luschan vom 18.3.1916.

¹⁰⁶ Mitteilung eines Vertreters des Gurkha Training Center in Shilong/Indien an Philip Scheffner im Oktober 2006.

waren. Durch den Verlust des ethnografischen Feldes, des geografischen, sozialen und kulturellen Kontextes der Gefangenen, standen die Wissenschaftler – anders als bei einer Reise in ein fernes Land an einen konkreten Ort – vor der Frage, welcher Nation und welcher als ethnisch definierten Gruppe die Vorgefundenen überhaupt angehörten.

Für die vergleichenden Wissenschaftler folgte aus diesem Befund ein weiteres Problem, jenes der *Repräsentativität*, wollten sie doch für ihre Forschungen möglichst „typische“ Individuen zur Dokumentation auswählen, die repräsentativ für eine Gruppe waren. Welche Personen in den Lagern interniert waren, bestimmte sich nach der Militärpflicht im jeweiligen gegnerischen Block. Im Jahr 1916 etwa wurden im Russischen Reich „Völkerschaften“ mobilisiert, die 1915 noch nicht gekämpft hatten und also auch nicht in den Lagern gewesen waren. Andere Gruppen aus dem Russischen Reich waren gar nicht vertreten, da sie nicht der Militärpflicht unterlagen.¹⁰⁷ Da in den Lagern das ethnografische „Feld“ fehlte, konnten die Wissenschaftler den Grad des „Typischen“ einer Person nicht mehr in der Relation zum „Feld“ abschätzen, sondern mussten das Maß an Repräsentativität willkürlich oder aufgrund vorgängiger Annahmen festlegen. Da es sich um eine militärische Konstellation und in den Lagern um kriegsgefangene Soldaten handelte, fehlten auch Frauen und Kinder. Pöch wehrte diesbezügliche Zweifel ab:

„Der Einwand, dass einem ausschließlich männlichen Materiale der Nachteil der Einseitigkeit anhafte, trifft nicht zu: die Rassenmerkmale müssen sich in jedem der beiden Geschlechter so weit ausprägen, dass die Diagnose der Rassenzugehörigkeit an jedem der beiden Geschlechter gelingt [...]“

Jedoch musste er einräumen, dass zur Vollständigkeit auch die Untersuchung von Frauen und „die Kenntnis und Analyse der Umwelt unerlässlich“ seien, diese Themen blieben „dem reisenden Anthropologen“ vorbehalten.¹⁰⁸ Eine weitere Einschränkung bestand in den militärischen Anforderungen: Die internierten Soldaten waren meist zwischen 20 und 50 Jahre alt und körperlich „kriegstauglich“.

Die Präsenz ethnisch definierter Gruppen in den Lagern war politisch abhängig von den jeweiligen Bündnis- und Kolonialverträgen. Kriterien für

¹⁰⁷ Pöch verwies im April 1916 darauf, dass für die russische Armee nunmehr „Völkerschaften“ mobilisiert würden, die bis dahin nicht der Militärpflicht unterlegen hätten. Vgl. Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 131.

¹⁰⁸ Pöch 1916a, S. 990.

die Repräsentativität der Individuen, die Wissenschaftler im „Feld“ selbst zu bestimmen versuchten, waren durch die Lagerbedingungen im Vorhinein festgelegt. Im positiven Sinne formulierte Pöch hier, dass die kriegsgefangenen Männer bestens für die Forschung geeignet seien.¹⁰⁹ (Trotzdem machten Pöch und seine Assistenten gerade auch Gipsabdrücke von pathologischen Befunden und physisch „Abnormem“.) Positiv wertete Pöch die Struktur der Lager auch in Bezug auf die Verteilung der Repräsentanten einer bestimmten Gruppe: Im Lager fänden sich meist Vertreter aus dem gesamten Wohngebiete eines Volks und nicht nur aus einem Wohnort, und die „Durcheinandermengung der Völker aus verschiedenen Gegenden“ sei „so stark, dass man in den Gefangenenlagern in kurzer Zeit oft einen besseren Durchschnitt durch eine Volksgruppe legen“ könne, „als es bei vielen Kreuz- und Querreisen in deren Heimat selbst“ möglich sei.¹¹⁰ Pöch hob hier auf die – durch den Krieg bedingte – Zufälligkeit und „Vorurteilslosigkeit“ der Auswahl ab, da diese eine Grundbedingung für die naturwissenschaftlich-empirischen Verfahren darstellte, die die Anthropologen anzuwenden versuchten.

Schon vor dem Krieg waren sie aus einer ähnlichen Logik heraus in anderen Institutionen angewendet worden. Nachdem über Jahrzehnte keine systematische Grundlage für die anthropologischen Körpervermessungen existiert hatte, war 1914, kurz vor Kriegsausbruch, das erste *Lehrbuch für Anthropologie* erschienen. Rudolf Martin fasste darin die bekannten Methoden und Messverfahren zusammen und erläuterte ihre statistische Auswertung. In dem Kapitel „Methoden der Materialgewinnung an Lebenden“ bemerkte er:

„Bei Naturvölkern hat das Vorbild eine große suggestive Kraft; man versäume daher nicht, die Untersuchung erst an sich selbst oder an einer vertrauten Person vorzunehmen. Dadurch zerstört man Furcht und Misstrauen und wird alsbald seine Beobachtungen auch an den zuerst scheuen Eingeborenen ausführen können.

Bei Kultur- und Halbkulturvölkern bieten diejenigen Institutionen das geeignetste Arbeitsfeld für den Anthropologen, in denen eine größere Anzahl von Individuen angesammelt ist. Das sind in erster Linie Schulen (Volks-, Mittel- und Hochschulen, Privatinstitute, Ferienkolonien), ferner die Kasernen (resp. die zum Ersatzgeschäft zusammengerufenen Rekruten), die Krankenhäuser und Privatanstalten, die Polizeikasernen und Gefängnisse, die öffentlichen Häuser usw.“¹¹¹

¹⁰⁹ Ebd., S. 989.

¹¹⁰ Ebd., S. 990f.

¹¹¹ Martin 1914, S. 23.

Diese Aussage macht deutlich, dass wissenschaftliche Untersuchungen an (lebenden) Menschen immer auf eine geschlossene Situation und auf eine klar umgrenzte Gruppe angewiesen waren – Menschen gleicher Herkunft, gleichen Geschlechts, Alters und so fort. Auch hier wurden aber Unterschiede, etwa die Schichtzugehörigkeit, ausgeblendet. Der öffentliche und halböffentliche Charakter von Institutionen wie Schulen und Kasernen bildete ein günstiges Dispositiv für Anthropologen, da sie ihre Verfahren auf Gruppen anwenden konnten, die die Regeln dieses Ortes befolgen mussten und weniger ihre privaten Rechte zur Geltung bringen konnten. In Schulen hatte die erste groß angelegte Erhebung deutscher Anthropologen stattgefunden: Unter Leitung von Rudolf Virchow waren zwischen 1874 und 1876 Haar-, Augen- und Hautfarbe von etwa 6,8 Millionen deutscher, darunter auch jüdischer Schulkinder aufgenommen worden, um die „rassische“ Zusammensetzung des deutschen Volkes zu bestimmen.¹¹²

Wie Berner gezeigt hat, wurden im Gefolge von Virchows Schulkinderstatistik auch Untersuchungen an österreichischen Schulkindern vorgenommen, während geplante Untersuchungen an Soldaten der Habsburger Monarchie scheiterten. Solche Untersuchungen lokaler Populationen, die die Anthropologische Gesellschaft in Wien seit ihrer Gründung durchführte, so Berner weiter, blendete Josef Weninger, Pöchs ehemaliger Assistent, völlig aus, als er 1938 rückblickend behauptete, die Kriegsgefangenenforschungen an Osteuropäern und asiatischen Russen habe die Verlagerung auf die Untersuchung von Deutschen und Österreichern vorbereitet.¹¹³ An Schulkindern optimierte auch Rudolf Martin seine Methoden der Datenerhebung während des Ersten Weltkriegs – zum Nachweis der Unterernährung deutscher Kinder – und danach.¹¹⁴

In Martins System wurden die erhobenen Messdaten dazu benutzt, Indizes zu bilden und diese weiter zu bearbeiten. Für die sinnvolle Anwendung statistischer Verfahren jedoch war eine möglichst große und zufällige Anzahl von Messdaten erforderlich: Je mehr Daten verfügbar waren, desto kleiner war die Fehlerwahrscheinlichkeit bei den Berechnungen. In den Gefangenenlagern, so argumentierte Pöch, übernahm „der Krieg“ die Auswahl der Personen. Wie oben gezeigt, kamen diese Personengruppen *nicht zufällig* zustande, sondern waren durch die politischen und militärischen Bedingungen bestimmt: Die Vertreter einer Menschengruppe in den Lagern stellten *keinen repräsentativen Querschnitt* durch die Population

¹¹² Vgl. dazu u. a. Andrew Zimmerman 2006; Berner 2010a.

¹¹³ Vgl. Berner 2010a, S. 253.

¹¹⁴ Vgl. Martin 1924.

einer Region dar. Die Bildung dieses Kollektivs, einer Gruppe mit möglichst vielen repräsentativen Eigenschaften – die Voraussetzung für die Anwendung statistischer Methoden – war dementsprechend problematisch.

2. WISSENSGENERIERUNG IN KOLONIALGEFÄNGNISSEN UND GEFANGENENLAGERN

Luschan berichtete 1906 in der *Zeitschrift für Ethnologie* über seine im Jahr zuvor erfolgte Reise nach Südafrika zur Jahrestagung der British Association for the Advancement of Science:

„So konnten besonders meine Frau und ich in der berühmten Breakwater Station [in Kapstadt], dem Zentralzuchthaus der Kolonie eine Anzahl von phonographischen Aufnahmen machen und eine Reihe von reinen Buschmännern und Hottentotten untersuchen.“¹¹⁵

Pöch, der sich von 1907 bis 1909 „zum Studium der noch lebenden Reste der Buschmannrasse“¹¹⁶ in Südwest-Afrika aufgehalten hatte, schrieb nach seiner Rückkehr in der populären Zeitschrift *Die Umschau*: „Ich sah einige Vertreter der schon fast gänzlich verschwundenen /Kham-Buschmänner auf Farmen im Prieska- und Kenhardt-Distrikt, und dann in Gefängnissen, wohin sie wegen Viehdiebstahls gebracht waren.“¹¹⁷ Mit Blick auf die früheren Untersuchungen bei Völkerschauen und Großausstellungen in Europa und auf die späteren anthropologischen Untersuchungen von Pöch und Luschan in den europäischen Kriegsgefangenenlagern von 1915 bis 1918 stellt sich daher die Frage, ob Analogien zwischen Gefängnis-, Lager- und Ausstellungsräumen bestanden. Inwiefern wirkten sich diese Räume – einerseits als topografische Umgrenzung von oftmals kriminalisierten Angehörigen der indigenen Bevölkerung in den jeweiligen Ländern in Gefängnismauern und Lagerzäunen; andererseits als topologische Orte des Wissens – auf die in ihren Grenzen betriebene Forschung aus? Verließ „Rassenforschung“ innerhalb konkreter wie abstrakter Mauern anders als im „Feld“, und produzierte sie andere Ergebnisse als außerhalb dieser Mauern?

Pöch konstatierte 1907 in der *Zeitschrift für Ethnologie* über seinen Aufenthalt in „Deutsch-Neuguinea“, er habe auf dieser Reise nur deshalb so viele „verschiedene Völkerschaften des grossen Gebietes“ studieren

¹¹⁵ Luschan 1906, S. 863.

¹¹⁶ Pöch 1910c, S. 444.

¹¹⁷ Ebd., S. 468.

können, weil er „in den meisten Fällen Anschluss an einen Missionar oder Regierungsbeamten gefunden [hatte], welcher der Sprache schon mächtig war, und [ihm] im Verkehre mit den Eingeborenen half“.¹¹⁸ Feldforschungsaufenthalte in kolonialisierten Ländern bauten nicht nur auf die christlichen Strukturen, die Missionen und ihr Personal auf, sondern auch auf die politischen und administrativen Strukturen: die Kolonialbehörden. Pöchs Berichten, die er unterwegs verfasste, sind die einzelnen Stationen seiner Reise und sein konkretes organisatorisches Vorgehen minutiös zu entnehmen. So teilte er etwa der Akademie der Wissenschaften in Wien mit, dass er sich im Februar und März 1905 einen Monat in Friedrich-Wilhelmshafen in „Deutsch-Neuguinea“ aufhielt, wo ihm „Gelegenheit geboten war, in dem dortigen Hospital Beobachtungen über tropische Krankheiten bei Europäern und Eingeborenen zu machen und pathologisch-anatomisches Material zu sammeln“.¹¹⁹ Bisher sei es ihm immer gelungen, „das Vertrauen der Eingeborenen so weit zu gewinnen, daß weder der anthropologischen Messung noch der photographischen Aufnahme Widerstand geleistet wurde“.¹²⁰

Die Zeit vom 31. Mai bis 13. Juni 1905 verwendete Pöch, „um unter den eingeborenen Polizeisoldaten und in den Eingeborenen Spitälern photographische Aufnahmen an Leuten aus verschiedenen Teilen des Bismarck-Archipels zu machen und sie zu messen“.¹²¹ Seine Schilderung verdeutlicht, dass er sich auf die Unterstützung der Polizei und der Krankenhäuser verlassen konnte, um die Objekte seines Interesses, „die Eingeborenen“, nicht nur aufzufinden, sondern auch zu untersuchen und zu fotografieren. Die wissenschaftlichen Aufzeichnungen, die Pöch bei seinen Expeditionen sammelte, bearbeitete er in seiner Dissertation für das Fach Anthropologie, die 1915 in den *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* veröffentlicht wurde: „Studien an Eingeborenen von Neu-Südwesten und an australischen Schädeln“. Darin berichtete er, dass ihm für seine geplanten Forschungen in New South Wales der Clarence District wegen verschiedener „Eingeborenenlager“ empfohlen worden sei. Pöch führte rückblickend aus:

„Ich traf ein freies Australierlager auf einem Hügel oberhalb Copmanhurst, dann ein Lager nördlich von Grafton bei Junction Hotel, ferner eines auf der Straße von Grafton nach Copmanhurst und endlich ein

¹¹⁸ Pöch 1907a.

¹¹⁹ Pöch 1905b, S. 438.

¹²⁰ Ebd.

¹²¹ Pöch 1905c, S. 689.

Lager südlich von Grafton. Neben den reinrassigen Eingeborenen gibt es hier natürlich auch Mischlinge. Im folgenden sollen nur Beschreibungen und Abbildungen von reinrassigen Eingeborenen gebracht werden. Die Bestimmung, ob jemand reinrassig ist, geschah nicht etwa nach dem Augenscheine, sondern aufgrund sehr eingehender und zuverlässiger Informationen der Kolonisten und Behörden in diesem Distrikte, welche ja ihre Eingeborenen durch Jahrzehnte sehr genau kennen.“¹²²

Pöch stützte sich auf zivile Einrichtungen der Kolonialbehörden, in der die „Eingeborenen“ von den Kolonialherren verwaltet wurden: das „Aboriginal-Home“ bei Grafton sei „eine staatliche Fürsorge- und Erziehungsanstalt“¹²³. Die ursprünglichen Bewohner/innen von New South Wales durften das traditionelle Nomadenleben, das laut Pöch Gruppen in Südwest-Queensland noch führten, nicht mehr ausüben¹²⁴ – sie waren ebenso in die Rolle der Marginalisierten gedrängt worden wie die indigene Bevölkerung Nordamerikas, die in die bekannten „Reservate“ verwiesen wurde.

Pöch's Bericht verdeutlicht zudem, dass europäische Anthropologen weniger an „Mischlingen“ als vielmehr an „reinrassigen“ Menschen interessiert waren, die sie mit Hilfe der Missionen und der Kolonialbehörden in den Bereichen der Verwaltung und „Erziehung“, der Medizin und der Polizei aufsuchten. Trafen sie jedoch – wie in Kriegsgefangenenlagern – in umgrenzten zivilen oder polizeilichen Einrichtungen auf die „Eingeborenen“ statt in deren Heimat, stellte sich ihnen die Frage, ob es sich um „echte“ Vertreter jener ethnischen Gruppen handelte, die sie suchten, und ob diese wirklich „reinrassig“ waren. Ließ sich dies aus anthropologischer Sicht im ethnografischen „Feld“ oft eher durch Aussagen und Aussehen von Verwandten feststellen, so trug die Entkontextualisierung der Menschen und ihre Versetzung in Krankenhaus- oder Gefängnismauern zu einem Verlust solcher Informationen bei und wurde zum Problem für die Forscher. Auch Luschan nahm darauf bei seiner Südafrikareise im Jahr 1905 Bezug. Die „Eingeborenen“ dort seien „freilich ethnologisch schon nahe der Auflösung, aber gerade deshalb eben reif für die wissenschaftliche Einzeluntersuchung“, die wie folgt auszusehen habe:

- „1. möglichst eingehende Bekanntschaft mit Eingeborenen,
2. photo- und phonographische Aufnahmen,
3. Gipsabformung und Messung möglichst vieler Leute aus verschiedenen Stämmen,

¹²² Pöch 1915, S. 12.

¹²³ Ebd., S. 13.

¹²⁴ Ebd.

4. Erwerb von ethnologischen Sammlungen, von Schädeln und Skeletten usw.,

5. Anknüpfung von Verbindungen mit dort lebenden Landsleuten.¹²⁵

Es bleibt jedoch fraglich, wie weit in Gefängnissen eine „eingehende Bekanntschaft“ mit den Inhaftierten angestrebt wurde, und auch die Verbindung mit anderen „Landsleuten“ konnte vermutlich nur im „Feld“ gesucht werden. Die Forschungen an Menschen, die nicht im „Feld“, sondern innerhalb der von Kolonialbehörden errichteten Mauern untersucht wurden, hingen damit immer auch vom *Glauben* der Forscher an ihre „Reinrassigkeit“ ab. Ein Paradox der visuellen Anthropologie bestand darin, einerseits abzubilden und diesen Visualisierungen der „Rassenzugehörigkeit“ großen Wert zuzusprechen, sich andererseits aber auch auf Genealogien zu berufen. Die Einordnung in Genealogien jedoch ließ sich in Gefängnissen kaum vornehmen.

Ein weiteres Instrument der europäischen Anthropologen, um an bereits „dingfest“ gemachte Menschen heranzukommen, war die koloniale Justiz. Pöch berichtete über seinen Aufenthalt in dem durch das Deutsche Reich verwalteten Teil von Neuguinea:

„Während eines kurzen Aufenthalts in Friedrich-Wilhelmshafen zu Anfang des Jahres 1905 bot sich mir die Gelegenheit, eine grössere Anzahl Bainingleute zu messen und zu photographieren. Die Leute waren nach der Ermordung der Missionare in St. Paul in den Bainingbergen wegen Mitschuld an dem Verbrechen nach Friedrich-Wilhelmshafen gebracht worden und mussten dort zwangsweise arbeiten. Dann hatte ich Gelegenheit, in Herbertshöhe Skelette justifizierter Bainingleute, die wegen desselben Angriffs zum Tode verurteilt worden waren, auszugraben. Ich habe also ziemlich reiches Material von einem meiner Meinung nach sehr wichtigen Volksstamme.“¹²⁶

Die Verbündung mit dem kolonialen Rechtswesen, den Institutionen der Justiz verschaffte Pöch nicht nur Zugang zu lebenden, straffällig gewordenen „Eingeborenen“, sondern auch zu den Überresten von Hingerichteten. Sie führte zur Erfüllung des allgemeinen Sammelauftrags von Anthropologen, möglichst viele Anthropologica zu Forschungszwecken nach Europa zu schaffen. In „Deutsch-Neuguinea“ sammelte Pöch Körperteile von Menschen, die sich gegen das koloniale System von Missionaren gewandt hatten und diesem zum Opfer gefallen waren.

¹²⁵ Luschan 1906, S. 865f.

¹²⁶ Pöch 1907a, S. 385.

Ähnliches berichtet er von seiner Forschungsreise ins südliche Afrika. Das Auffinden von „Buschmännern“ in ihrem traditionellen Lebensraum erwies sich seinen Berichten zufolge als sehr schwierig, da die von ihm gesuchten Gruppen nomadisierend in der Kalahari umherzogen. Wesentlich einfacher war es für Pöch, sich Zutritt zu Gefängnissen zu beschaffen: „Einige gute Vertreter der südlichen oder Kapbuschmannrasse konnte ich in Gefängnissen sehen, in Kimberley, im Upington und in Kapstadt. [...] Gesetzesübertretungen, namentlich Viehdiebstahl bringt sie oft in die Gefängnisse.“¹²⁷ Gefängnisse boten Forschern den logistischen Vorteil, dass die „Eingeborenen“ bereits dort waren und nicht mühsam aufgesucht werden mussten. Zudem war durch die strafbehördliche Administration bereits erfasst, was an Personalien über die Internierten bekannt war. Der „wissenschaftliche Zugriff“ ging Hand in Hand mit einem behördlichen und polizeilichen Zugriff. Die beiden südafrikanischen Historiker Martin Legassick und Cirraaj Rassool konnten anhand von Polizeiakten aus Kapstadt zeigen, dass sich Pöchs Exhumierungen in Südafrika zwischen 1907 und 1909 und seine Ausfuhr von Körperteilen und Skeletten bereits nach damals geltendem südafrikanischen Recht am Rande der Legalität bewegten. Sie haben einen eindeutigen Zusammenhang zwischen der militärischen Entmachtung der kolonisierten Einwohner/innen des südlichen Afrika und der gewaltsamen anthropometrischen Erfassung aufgezeigt.¹²⁸

Von seiner Tagungsreise nach Südafrika berichtete Luschan, dass er neben „der berühmten Breakwater Station“¹²⁹ in Kapstadt weitere Gefängnisse aufgesucht habe: „Den 6. September verwandte ich ganz zu Messungen von Buschmännern, Hottentotten und Griquas in der Strafanstalt von Kimberley.“¹³⁰ Auch Luschan zufolge resultierte die Präsenz dieser Menschen in den Gefängnissen vor allem aus der Tatsache, dass die Kolonialverwaltung ihnen verboten hatte, ihrer traditionellen Jagd nachzugehen. Daher seien die „Buschmänner“ gezwungen, Schafe (von den weißen Farmern) zu stehlen: „Auf jeden solchen [Schafdiebstahl] sind aber ein oder zwei Jahre Zuchthaus gesetzt und so sehen wir nun die letzten Überbleibsel einer der merkwürdigsten Rassen der ganzen Welt vor unseren sehenden Augen in den Zuchthäusern ruhmlos zugrunde gehen.“¹³¹ Sowohl in Neu-

¹²⁷ Pöch 1910c, S. 359.

¹²⁸ Vgl. Legassick/Rassool 2000; Legassick 2008; vgl. auch Baer/Schröter 2001. Die Österreichische Akademie der Wissenschaften hat im April 2012 zwei der 1909 von Pöch nach Wien gebrachten Skelette an Südafrika restituiert.

¹²⁹ Luschan 1906, S. 863.

¹³⁰ Ebd., S. 864.

¹³¹ Ebd., S. 895.

guinea als auch in Südafrika wurden die „Eingeborenen“ doppelt verurteilt, zu unterlegenen „Objekten“ für den Zugriff des kolonialen Systems gemacht: als Verbrecher durch die politische und als Mess- und Sammelobjekte durch eine wissenschaftliche Kolonialisierung. Der politische Kolonialismus verursachte die Internierung der ursprünglichen Bewohner/innen des Landes, der „Primitiven“, die anschließend der wissenschaftliche Kolonialismus für europäische Ausstellungs- und Publikationsräume benutzte.

Luschan vermaß Menschen nicht nur in Gefängnissen, sondern auch in zivilen Verwaltungsstellen, den Passämtern. So berichtete er etwa über seinen Aufenthalt in Johannesburg:

„Was die wissenschaftlichen Sitzungen da an Zeit freiliessen, benutzte ich zu Arbeiten im Pass Office, wo ich nicht nur eine grosse Anzahl von Eingeborenen messen, sondern auch einen lebenden Buschmann ganz in Gips giessen und auch sonst eine Anzahl von Masken und Köpfen nach dem Leben in Gips formen konnte.“¹³²

Der koloniale Krieg und der von Deutschen verübte Genozid an Herero und Nama (ab 1904) führten zur Installation eines restriktiven Regimes, zu dem erzwungene Sesshaftigkeit, restriktive Reservatspolitik, Umsiedlung und das Verbot des „Vagabundierens“ gehörten. Die General Pass Regulations Bill (1905) sprach Schwarzen in Südafrika das Wahlrecht ab und führte die berüchtigte Passpflicht ein. Die „Eingeborenenverordnungen“ von 1906/07 installierten Arbeitszwang und Passpflicht in Namibia. Aufgrund dieses Systems der Unterdrückung ist anzunehmen, dass Menschen sich in der kolonialen Kontrolleinrichtung der Passämter den Zugriffen der Behörden und auch der Wissenschaftler ebenso wenig entziehen konnten wie in Gefängnissen.

Die Tatsache, dass Luschan bei seiner Südafrikareise Menschen in den Pass Offices unmittelbar nach der Einführung diskriminierender Passgesetze vermaß, macht es nach Anette Hoffmann notwendig, Legassicks und Rassools Beobachtung „auf eine (kolonial-)zivilgesellschaftliche Entmachtung und Kontrolle“ auszuweiten:

„Die Passgesetze und Kriminalisierung der Lebensweise der Bevölkerung vereinfachte den Zugriff der Forscher auf die ‚Untersuchungsobjekte‘ – die der kolonialen Gesetzgebung unterworfenen Afrikaner, deren zuvor festgelegte Andersartigkeit die Missachtung ihrer Menschenwürde begünstigte. Hierzu gehörte auch das ‚Sammeln‘ der

¹³² Ebd., S. 864. Zum Abguss des „Buschmanns“ im Pass Office von Johannesburg vgl. Berner 2011c.

menschlichen Überreste von Hingerichteten, das dem Sammeln von menschlichen Überresten aus kriegerischen Konflikten (in Namibia und Südafrika) folgte.¹³³

Gerade für Süd- und Ostafrika sind weitere Fälle bekannt, in denen europäische Forscher inhaftierte, in Lager eingewiesene und kriminalisierte Afrikaner/innen zu medizinischen Forschungen und wissenschaftlichen Erhebungen heranzogen. Robert Koch schlug in einer Sitzung des Reichsgesundheitsrates im Jahr 1907 vor, in Anlehnung an jene „concentration camps“, die Briten im Zweiten Burenkrieg (1899–1902) gegen die afrikanische Bevölkerung in Südafrika eingeführt hatten, „Konzentrationslager“ in „Deutsch-Ostafrika“ zu errichten, um dort schlafkranke Afrikaner/innen von Gesunden isolieren und beforschen zu können.¹³⁴ Deutschen Tropenärzten wurde empfohlen, Heilmittel außerdem an kriminalisierten Afrikanern zu testen.¹³⁵ Der Rassenbiologe Eugen Fischer untersuchte 1908 inhaftierte Nama und Herero in Gefangenenlagern auf dem Gebiet des heutigen Namibia für seine berühmt gewordene Studie *Die Rehobother Bastards*, die den für Pflanzen bewiesenen Mendel-Erbgang auf die Vererbung menschlicher „Rassen“ zu übertragen suchte.¹³⁶ Der deutsche Sprachwissenschaftler Wilhelm Bleek (1827–1875), der mit einer vergleichenden Grammatik der südafrikanischen Sprachen bekannt wurde, führte nach einer ersten Untersuchung an zwei Gefangenen im Jahr 1866 im Breakwater Prison in Kapstadt im Jahr 1871 erneut Sprachuntersuchungen mit 28 Gefangenen im selben Gefängnis durch, die er zudem anthropologisch vermaß und *en face* und *en profil* fotografierte.¹³⁷ Luschan und Pösch als Anthropologen (und Sprachforscher) stehen damit in einer Reihe mit vielen anderen westlichen Wissenschaftlern, deren Wirkungskreis nicht auf deutsch kolonialisierte Gebiete beschränkt war.

¹³³ Vgl. Hoffmann 2009, 2011a. Hoffmann hat am Beispiel der „Forschungsreise“ des deutschen Künstlers Hans Lichtenecker nach Namibia gezeigt, dass er noch 1931 von dieser versuchten „totalen Kontrolle“ der indigenen Bevölkerung Gebrauch machte, indem er wiederum in Polizeistationen Vermessungen durchführte, Fotografien und Gipsabgüsse für sein Bildarchiv „aussterbender Rassen“ und Tonaufnahmen für das Berliner Phonogramm-Archiv anfertigte.

¹³⁴ Vgl. etwa Manuela Bauche: „Robert Koch, die Schlafkrankheit und Menschenexperimente im kolonialen Ostafrika“, http://www.freiburg-postkolonial.de/Seiten/robert_koch.htm (zuletzt aufgerufen am 9.11.2011).

¹³⁵ Vgl. Lange 2007b, S. 175.

¹³⁶ Vgl. Hoffmann 2011a, S. 69.

¹³⁷ Vgl. Bank 2006, S. 102–127.

In Gefängnissen, so hat es die amerikanische Sozialwissenschaftlerin Avery Gordon gefasst, war immer auch mit Forschungen anderer Art zu rechnen:

„[...] the prison was never only a laboratory for the study of the origin of the prisoner, the etiology of criminality, or a convenient location to create an archive of the worlds languages and music repertoires. Scientists also used the prison as an unregulated laboratory of the testing of drugs and medical procedures, for the development of birth control and sterilization procedures, for general methods of meeting eugenic goals including castration, and for research on commercial products, such as perfume. Prisons provided a captive and free population of subjects for study, and they provided a population of individuals about whom little care was given, for these were a species of people whose diminished freedom and availability for use were already given by their criminal nature.“¹³⁸

In seiner großen Untersuchung zur *Geburt des Gefängnisses* hat Michel Foucault gezeigt, dass in Europa an der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert die Haftstrafe im Gefängnis zum Hauptmittel der Bestrafung von Kriminellen wurde. Dabei fügte sich das Gefängnis scheinbar natürlich in die Gesellschaft ein, da diese sich zu den von Foucault beschriebenen Disziplinargesellschaften mit ihrer breiten „Apparatur des Gefügig- und Nützlich-Machens der Individuen durch minutiöse Arbeit an ihrem Körper“¹³⁹ entwickelt hatten. Nicht nur die Überwachung, sondern auch die Beobachtung und Dokumentation von Individuen im Gefängnis bezeugt die Tendenz, „aus dem Gefängnis den Konstitutionsort eines Wissens zu machen, das als regulatives Prinzip für die Durchführung des Besserungsvollzugs dienen muß[te]“.¹⁴⁰ Das Gefängnis besaß damit Ähnlichkeit zu anderen Institutionen der Disziplinargesellschaft: Werkstätten, Schulen, Spitälern, Kasernen. Die Disziplinierung der Körper und die Erhebung Verwissenschaftlichung des Menschen ist die Antwort auf die Frage: „Wieso hat das zwanghafte, körperliche, isolierende und verheimlichende Modell der Strafgewalt das repräsentative, szenische, zeichenhafte, öffentliche und kollektive Modell verdrängt?“¹⁴¹

¹³⁸ Gordon 2011, S. 137f.

¹³⁹ Foucault 1975/1994, S. 295.

¹⁴⁰ Ebd., S. 322.

¹⁴¹ Ebd., S. 169.

Zwar hat Foucault die Geschichte des Gefängnisses *en détail* nur etwa bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts verfolgt, in der die Gefängnisse im großen „Aufstieg der Normalisierungsanlagen“¹⁴² aufgingen, und das Ende des Jahrhunderts und damit die Kolonialgefängnisse nicht in den Blick genommen. Doch lassen sich anschließend an seine Untersuchung zwei Dinge vermuten: Die Generierung von nicht nur klinischem, sondern auch anthropometrischem, sprach- und musikwissenschaftlichem Wissen schien in (kolonialen) Gefängnissen und Lagern ebenso „natürlich“ wie in Schulen, Betriebsstätten, Kasernen und Krankenhäusern. Und: Dieser Reihung von Institutionen ist (verstärkt ab der Mitte des 19. Jahrhunderts) die Beobachtung und Untersuchung von Menschen unter dem Vorzeichen des „Abweichenden“, Anderen in Museen und Ausstellungsräumen hinzuzufügen.

Warum wurden Angehörige der indigenen Bevölkerungen mit so großer Selbstverständlichkeit in Gefängnissen untersucht? Das konkret-topografische Zusammenpferchen und das abstrakt-topologische Zusammendenken von Kriminalität und „Primitivität“ hat selbst einen wissenschaftlichen Hintergrund. In der europäischen Wissenschaft etablierte sich seit dem 18. Jahrhundert die Annahme einer naturgegebenen Verbindung von Kriminalität und niedrigen „Rassen“.¹⁴³ Cesare Lombrosos Theorie des Verbrechers beruhte auf der allgemein etablierten Annahme eines tiefgreifenden und „natürlichen“ Unterschieds zwischen „wilden“ und „zivilisierten“ Völkern, die wiederum auf einer an die Zoologie angelehnten Vorstellung der hierarchischen Anordnung von „Menschenrassen“ beruhte. Im Rahmen von physiognomischen Lehren seiner Zeit ging Lombroso – im Anschluss an Johann Caspar Lavaters in dem Werk *Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (1775–78) vertretene Theorie, dass Charaktereigenschaften des Menschen an seinen Körperformen und Gesichtszügen erkannt werden könnten – davon aus, dass Kriminalität sich in sichtbaren körperlichen Stigmata ausdrückte. Kriminalität betrachtete Lombroso als Wesenseigenschaft von „Wilden“, als ein Zeichen ihres ontologischen Status. Im 19. Jahrhundert setzte sich Lombrosos essentialistisches Denkmodell in der Idee der Kriminalanthropologie fort, Verbrecher als anders und als „von niederer Rasse“ zu behandeln.¹⁴⁴

Das Schlaglicht, das Pöchs und Luschans Berichte auf die Situation in Kolonialgefängnissen werfen, zeugt von einer sich selbst bewahrheitenden europäischen Prophezeiung: Die Präsenz etwa der afrikanischen Bevölke-

¹⁴² Ebd., S. 395.

¹⁴³ Vgl. u. a. Sekula 1986.

¹⁴⁴ Vgl. Gordon 2011, S. 138f.

rung in den Kolonialgefängnissen schien deren Kriminalität zu beweisen. In Wahrheit waren sie wegen ihrer traditionellen Lebensverhältnisse – Jagd und Mobilität, die der kolonialen Landnahme entgegenstanden – kriminalisiert worden, wie das Beispiel der Schafdiebstähle in Südafrika zeigt. Die Installation dieser Gesetze produzierte auch einen Legitimationszirkel zur Kriminalisierung der afrikanischen Bevölkerung.

Dass Forscher wie Pöch und Luschan ihr Aufsuchen von Gefängnissen und Bestattungsorten zu Forschungszwecken nicht geheim hielten, sondern darüber mit großer Selbstverständlichkeit in publizierten und öffentlich zugänglichen Texten berichteten, zeigt von der Normalität ihres Vorgehens. Dieser Standard zeichnet sich auch in den gegen Ende des 19. Jahrhunderts verfassten Sammelanleitungen für Museen und wissenschaftliche Einrichtungen ab. So findet sich etwa in der Korrespondenz der im Aufbau begriffenen anthropologischen Abteilung des Naturhistorischen Museums in Wien ab 1886 eine von dem damaligen Sammlungsleiter entworfene Anleitung zur Beschaffung von Schädeln und Skelettresten von „Naturvölkern“, die bis zur Jahrhundertwende in immer wieder abgewandelter Form an Reisende und Forscher verteilt wurde. Die darin gestellten Sammelaufgaben ließen sich, so die Anleitung, „in den von europäischen Ärzten und Beamten geleiteten Krankenhäusern und Gefängnissen, dann auf den Begräbnisplätzen der Eingeborenen bewerkstelligen“.¹⁴⁵

Gerade bezüglich des Sammelns von menschlichen Resten sparten die veröffentlichten Anleitungen nicht an konkreten Handlungsanleitungen. Luschan etwa behandelte das Thema in der von ihm verfassten Ausgabe der *Anleitung für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen* des Königlichen Völkerkundemuseums in Berlin aus dem Jahr 1899 unter dem Schlagwort „Anthropologisches Material“:

„Kann auch von Laien gesammelt werden; sowohl Photographien als auch besonders möglichst *große* Serien von Schädeln (Name des Stammes und der Gegend mit Blei oder Tinte auf den Knochen selbst schreiben) würden aus allen Gegenden von Deutsch-Ostafrika sehr erwünscht sein, ebenso wenn irgend möglich von jedem Stamme auch thunlichst vollständige Skelette (es genügt oberflächliche Reinigung, eventuell nur Abfleischung und Trocknung; alles Weitere kann in Europa besorgt

¹⁴⁵ Verena Pawlowsky: „Quelle aus vielen Stücken: Die Korrespondenz der Anthropologischen Abteilung des Wiener Naturhistorischen Museums bis 1938“, in: Heinz Eberhard Gabriel/Wolfgang Neugebauer (Hg.): *Vorreiter der Vernichtung. Eugenik, Rassenhygiene und Euthanasie in der österreichischen Diskussion vor 1938*, Wien/Köln/Weimar 2005, S. 139–165, hier S. 144, zit. nach Berner 2011a, S. 52.

werden). Auch ausgiebige Haarproben werden erbeten, mit genauer Angabe des Stammes, Alters und Geschlechtes jedes einzelnen Individuums.“¹⁴⁶

Ähnliche Empfehlungen gab Rudolf Martin in seinem 1914 publizierten *Lehrbuch für Anthropologie in systematischer Darstellung*.¹⁴⁷ Dass all diese Ratschläge tatsächlich befolgt und große Mengen an Anthropologica aus fernen Ländern in europäische Museen und Forschungseinrichtungen gebracht wurden, zeigen im deutschen Raum nicht nur die Sammlungsbestände selbst. Auch Verzeichnisse, wie sie etwa der Anthropologe Hermann Schaaffhausen in der Schriftenreihe *Die anthropologischen Sammlungen Deutschlands* ab 1877 zusammenstellte, legen darüber ein beredtes Zeugnis ab.¹⁴⁸ Martins Empfehlung, für die Vermessung von „Kultur- und Halbkulturvölkern“ Orte wie „Schulen (Volks-, Mittel- und Hochschulen, Privatinststitute, Ferienkolonien), ferner die Kasernen (resp. die zum Ersatzgeschäft zusammengerufenen Rekruten), die Krankenhäuser und Privatanstalten, die Polizeikasernen und Gefängnisse, die öffentlichen Häuser usw.“¹⁴⁹ zu benutzen, ließ sich – zumindest in kolonialisierten Gebieten – problemlos auf die Untersuchung von „Naturvölkern“ übertragen.

Die Aufnahme solcher Sammelorte und -bedingungen in wissenschaftliche Anleitungen und Standardwerke zeigt den Status von Normalität, den die Benutzung von zivilen Einrichtungen wie Krankenhäusern, Pass- und Polizeistationen für wissenschaftliche Forschungen um 1900 erreicht hatte. In die Sammlungen von europäischen Museen, Archiven und wissenschaftlichen Instituten wurden damit „sensible Sammlungen“ – Sammlungen, die den untersuchten Menschen unter Ausnutzung des kolonialen Machtgefälles abgenommen wurden¹⁵⁰ – programmatisch eingeschrieben und integriert. Zu Orten, an denen sensible Umstände herrschten, gehörten auch Gräber und Gefängnisse. Die Grundlagen und Daten des europäischen anthropologischen Wissens um 1900 – und die daraus abgeleiteten Bildenzyklopädien, Atlanten, Standardwerke sowie Ausstellungen – sind genuin mit sensiblen Sammlungen und Geschichten des Zwangs, der Enteignung und Aneignung verbunden.

¹⁴⁶ Luschan 1899, S. 38.

¹⁴⁷ Vgl. Martin 1914, u. a. S. 24–29.

¹⁴⁸ Vgl. u. a.: *Die Schädel in der Großherzoglichen Anatomischen Anstalt zu Heidelberg, mit Angabe der von Schaaffhausen gemachten Aufzeichnungen, gemessen und beschrieben von Josef Mies* (= *Die anthropologischen Sammlungen Deutschlands* Nr. 11), Braunschweig 1896.

¹⁴⁹ Martin 1914, S. 23.

¹⁵⁰ Vgl. Lange 2011c.

Damit stellt sich umso drängender die Frage, wie diese Räume als konkrete Räume topografisch und als Räume des Schauens und Wissens topologisch verbunden waren. Luschan berichtete von einem Programmpunkt, der auf die Untersuchungen im Pass Office in Johannesburg folgte:

„Am 2. September [1905] morgens trafen wir in Bloemfontein ein, wo wir unter Führung von Dr. Keller, einem alten Gönner des Berliner Museums, zunächst das Spital, dann das Museum besichtigen durften. Am nächsten Tage wurde die Arbeit im Museum fortgesetzt. Dieses birgt u. a. ein von Dr. Keller aufgestelltes Buschmannskelett; meine Frau und ich haben es genau bemessen. Sonst befindet sich meines Wissens in ganz Britisch-Südafrika nur noch ein einziges Skelett eines Buschmanns; es steht im Museum von Kapstadt, aber unzugänglich in einem verklebten Schranke. Zwei weitere, vorzüglich schöne Skelette von Buschmännern konnte ich für meine Lehrmittelsammlung erwerben und in Berlin zur Aufstellung bringen.“¹⁵¹

Ob Luschan die Skelette im Museum von Bloemfontein oder an einem anderen Ort, etwa bei einem Händler kaufte, ist dem Bericht nicht zu entnehmen. Missionen – „Eingeborenenlager“ – Krankenhäuser – Passämter – Gerichte – Gefängnisse – Gefangenenlager – Bestattungsorte: alle diese Orte konnten Pösch, Luschan und andere Forscher in den kolonialisierten Teilen der Erde mit amtlicher Unterstützung aufsuchen, um „Eingeborene“ und ihre menschlichen Überreste zu sehen, zu untersuchen, abzubilden, aufzunehmen und nicht zuletzt käuflich zu erwerben. Selbst wenn sie der Körper nicht habhaft werden konnten, nahmen sie diese Orte doch trotzdem als Archive oder Ausstellungsräume für Forschungszwecke wahr – die mit Hilfe der Fotokamera, des Kinematographen oder auch des Phonographen in ein europäisches Museum oder eine europäische Veröffentlichung übersetzt werden konnten.

Die von Luschan am Ende seines Berichts geäußerte Fürsprache für eine bessere, humanere Verwaltung und Behandlung der afrikanischen Bevölkerung war nicht uneigennützig. Er versprach sich davon größere Erfolge bei der Kolonialpolitik und erhoffte bessere Bedingungen für wissenschaftliche Forschungen:

„Sollte es denn wirklich ganz unmöglich sein, die letzten Nachkommen der alten Herren des Landes zu sammeln, sie in einer Reservation anzusiedeln und ihnen ab und zu von Amts wegen ein paar Schafe zu schenken! Viele Tiere und Pflanzen sind jetzt unter amtlichen Schutz gestellt

¹⁵¹ Luschan 1906, S. 864.

– sollte das nicht auch für die letzten Reste der Buschmänner möglich sein?¹⁵²

Durch die Einrichtung von „Reservationen“ würde der Auftritt der Wissenschaft im Gefängnis obsolet werden: Reservate würden Forschern als Freilichtmuseen (*avant la lettre*) dienen, in denen sie unter Naturschutz gestellte „Naturvölker“ studieren konnten. Dass dies in Australien bereits Realität war, zeigt Pöchs – allerdings frustrierter – Bericht über Sydney:

„Während meines ganzen mehrwöchentlichen Aufenthaltes in der Stadt sah ich niemals einen Eingeborenen, und in dem sogenannten Eingeborenenlager in Laperouse an der Küste südlich von Sydney, nach welchem man die Fremden hinschickt, damit sie ‚Eingeborene‘ sehen, gab es zu meiner Zeit nur noch Mischlinge, die wie Europäer wohnten und sich durch Werfen moderner Sportbumerangs und den Verkauf durchaus unaustralischer Muschelarbeiten ein Trinkgeld zu verdienen suchten.“¹⁵³

„Eingeborenenlager“ und Gefangenenlager wurden nicht nur in den Dienst der Wissenschaft gestellt, sondern fungierten auch als öffentliche und populäre Anschauung der Kolonien. Für diesen Befund spricht, dass dort auch Filme gedreht wurden, die für ein Massenpublikum in den „Mutterländern“ gedacht waren. Der Filmwissenschaftler Wolfgang Fuhrmann hat gezeigt, dass der (heute nicht erhaltene) deutsche Kolonialfilm *Südwest-Afrika* von Georg Furkel aus dem Jahr 1907 (Deutsche Bioscop) teilweise in einem Kriegsgefangenenlager in der Lüderitzbucht gedreht wurde. Dort wurden Überlebende des deutschen Genozids an den Herero und Nama als Kriegsgefangene festgehalten und zur Zwangsarbeit, etwa beim Eisenbahnbau, verpflichtet. In dem Lager entstanden die Filmsequenzen „Tanz der gefangenen Hottentottenweiber“, „Lager der Hottentotten und gefangenen Hereros“, „Fortsetzung, Lager der Gefangenen im Burenkamp, Lüderitzbucht“, „Gesamtansicht der Lager“, „Gefangene Hottentotten- und Herero-weiber, von der Wasserstelle kommend“ und „Spielende Hottentottenkinder im Gefangenenlager“. Diese Szenen wurden im Genre des kolonialen Travelogue kombiniert mit Einstellungen von Landschaften, Verwaltungsgebäuden und anderem.¹⁵⁴ Der Film über das koloniale Gefangenenlager demonstrierte die politische und moralische Überlegenheit der deutschen Kolonialmacht über die Inhaftierten und deren Nutzbar- und Nützlichma-

¹⁵² Ebd., S. 895.

¹⁵³ Pöch 1915, S. 14.

¹⁵⁴ Vgl. Fuhrmann 2010, Faksimile der Anzeige für den Film auf S. 345.

chung durch Zwangsarbeit. Zugleich zeigt die Existenz des Films, dass koloniale Gefängnisse und Gefangenenlager die indigene Bevölkerung als Schauobjekte für das europäische Massenpublikum und als Studienobjekte für europäische Wissenschaftler verfügbar machten.

Die Inhaftierten der Kolonialgefängnisse und kolonialen Kriegsgefangenenlager wurden wie die Insassen europäischer Gefängnisse zu Objekten wissenschaftlicher Beobachtung und Untersuchung, jedoch blieben sie um 1900 nicht vor den Augen der Öffentlichkeit verborgen. Im Gegenteil, sie wurden – zwar nicht als Gemarterte, aber als Gefangene – gerade deshalb vorgezeigt und besichtigt, weil Gefängnis- und Lagerräume für „exotische“ Menschen als Ausstellungsräume wahrgenommen wurden, in denen ebenfalls Wissen generiert wurde. Doch auch für diese sichtbaren Gefängnis- und Untersuchungsräume gilt Foucaults Feststellung, dass bei der Beobachtung von Kranken, Wahnsinnigen und Kriminellen – zu ergänzen sind hier: Fremde – Dokumente „für eine fallweise Auswertung“ hergestellt werden sollten: „Diese Aufschreibung der wirklichen Existenzen [...] fungiert als objektivierende Vergegenständlichung und als subjektivierende Unterwerfung.“¹⁵⁵

Als Freilichtmuseen auf Zeit lassen sich auch die bereits erwähnten ethnografischen Dörfer im Rahmen großer kommerzieller und nationaler Ausstellungen in europäischen (und nordamerikanischen) Metropolen bezeichnen. Luschan selbst untersuchte Menschen aus deutschen Kolonialgebieten in Südafrika und im Südpazifik bei der Berliner Gewerbeausstellung 1896 im Treptower Park, wo sie für mehrere Monate in nachgebauten Hütten auf dem Ausstellungsgelände wohnten. Er verwendete dabei ein seit zwanzig Jahren erprobtes System, bei dem Dutzende von Körpermaßen und Merkmalsbeschreibungen aufgenommen wurden, und befasste sich zugleich mit den präsentierten ethnografischen Sammlungen. Im *Amtlichen Bericht über die erste deutsche Kolonial-Ausstellung* zeigte er sich bemüht, „Spekulationen“ über anthropologische und ethnografische Zusammenhänge zu vermeiden, da die untersuchten Einzelgruppen zu klein seien, „um als solche schon zu weit gehenden Schlüssen zu berechtigen“. Stattdessen, so schrieb er, wolle er sich „auf einen rein objektiven Bericht beschränken“, der als Anregung für weitere Körpermessungen dienen solle.¹⁵⁶ Luschan war sich der Ausschnitthaftigkeit der angeworbenen Gruppen durchaus bewusst. Er konnte, wie bei einer Situation im Krankenhaus oder Gefäng-

¹⁵⁵ Foucault 1975/1994, S. 247.

¹⁵⁶ Luschan 1897b, S. 205.

nis, nur erahnen, ob und in welchem Grade die dort vorgefundenen Menschen repräsentativ für ihre Gruppe waren.

Selbst in den abgezirkelten ethnografischen Dörfern allerdings, die vermeintlich einen Kontext zu liefern schienen, aber von der Heimat getrennt waren und in Berlin neu – und vermutlich auch nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten – zusammengesetzt wurden, war der eigentlich physische „Zugriff“ auf die Menschen problematisch. Ideal für die Zwecke physischer Anthropologen waren in Luschans Formulierung „Menschen, die sich völlig nackt vor uns hinstellen und sich eine halbe oder eine ganze Stunde lang von uns betasten, abgreifen, anpinseln und abzirkeln lassen“¹⁵⁷ – eine Forderung, die kaum ein Mensch jemals freiwillig erfüllte, selbst wenn es in der entsprechenden Kultur Alltag war, kaum bekleidet zu sein. Der Übergriff der Forscher auf die Körper jener „Anderen“, die sie zu ihren Untersuchungsobjekten erklärt hatten, verband sich mit dem Ausüben von Macht und Zwängen. Luschans berichtete, eine Schwierigkeit bei den Arbeiten in der Gewerbeausstellung in Treptow habe „in der grossen Unlust der meisten Leute [gelegen], sich messen zu lassen, und in der vollständigen Unmöglichkeit, irgend einen Zwang auf sie auszuüben“.¹⁵⁸ Dieser Zwang konnte in Gefängnissen ungehindert ausgeübt werden: Da die dort Inhaftierten kriminalisiert wurden, konnten sie einfacher als entrechtet behandelt werden. Anja Laukötters Überlegung, „dass hier ein eventueller Widerstand der zu Untersuchenden durch die Präsenz der Anstaltswachen geringer als normal ausfiel“¹⁵⁹, ist dahingehend zuzuspitzen, dass Widerstand in Gefängnissen effektiv durch die koloniale Machtposition von Wärtern und Forschern sowie ihre vorausgesetzte moralische Überlegenheit außer Kraft gesetzt werden konnte. Es geht weniger darum, dass Luschans „scheinbar durchaus gerne“ Menschen untersuchte, „die sich in einer Zwangssituation befanden“¹⁶⁰, als dass die Zwangssituationen als effektiver Weg zur kurzfristigen Anhäufung großer Mengen anthropometrischer Daten dienten, wobei Probleme mit der Identitätsbestimmung in Gefängnissen und ethnografischen Dörfern in Kauf genommen wurden.

Mit Blick auf die Zukunft, den Ersten Weltkrieg, lassen sich die ethnografischen Dörfer und Völkerschaugruppen in den europäischen Metropolen als ein Übergangsmoment zwischen Gefängnissen, Spitälern und Polizeistationen in den einzelnen Ländern und Kriegsgefangenenlagern in

¹⁵⁷ Ebd.

¹⁵⁸ Ebd., S. 209.

¹⁵⁹ Laukötter 2007, S. 266.

¹⁶⁰ Ebd.

Europa begreifen. Luschan, der bereits in den 1880er Jahren anthropologische Untersuchungen im „Feld“ durchgeführt hatte, traf 1896 in der Berliner Gewerbeausstellung auf einen Ausstellungsraum, in dem er Fremde im Deutschen Reich untersuchen konnte. Die reale Ausstellungssituation in Treptow überführte er in seiner Publikation in eine Ausstellung von Typenfotografien, die jedoch, wie er selbst feststellte, keinen Anspruch auf Repräsentativität erhoben. Möglicherweise hat diese Erfahrung dazu beigetragen, dass Luschan 1905 die südafrikanischen Gefängnisse ebenfalls wie einen Fundus wahrnahm, ein lebendes Bildarchiv, aus dem er anthropologische „Typen“ schöpfen, sie vermessen und fotografieren konnte. Und gerade aus der prekären Frage nach der Repräsentativität der dort vorgefundenen Menschen mag sich auch erklären, dass Luschan zwar einen Reisebericht, offenbar jedoch keine wissenschaftliche Arbeit darüber publizierte. Alle Faktoren – „Wilde“ und Kriminelle, Fremde und Europa, Gefängnis und Museum, Ausstellungsraum und Publikation – fielen schließlich in der historischen Situation der Kriegsgefangenenforschungen von 1915 bis 1918 in Europa zusammen, die sowohl Luschan als auch Pöch zu groß angelegten Untersuchungs- und Ausstellungsprojekten an Fremden nutzten.

Es wurde bereits erwähnt, dass sich das in der Kriminalanthropologie des 19. Jahrhunderts etablierte Zusammendenken von Verbrechern und „Barbaren“ bezüglich der Rechtslage nicht auf die Kriegsgefangenen des Ersten Weltkriegs übertragen ließ. Kriegsgefangene wurden zwar inhaftiert, jedoch im Unterschied zu anderen Internierten nicht kriminalisiert. Ihre politische Gefangenschaft galt und gilt nicht als Verbrechen, sie können daher mit Avery Gordon als „accidental enemies“, als Feinde per Zufall oder Unfall bezeichnet werden.¹⁶¹ Dennoch ist in den Lagern des Ersten Weltkriegs – in denen vor allem die dunkelhäutigen Menschen sowohl Anlass zu Artikeln der Skandalpresse als auch zu wissenschaftlichen Forschungsaufträgen gaben – zu beobachten, dass die Unterscheidung zwischen Verbrechern und „Feinden“ verschwamm und das eingeübte Muster griff: „that double racialization imposed on non-white prisoners“.¹⁶²

Gerade wegen der Präsenz außereuropäischer Gruppen im eigenen Land und zugleich in Lagern – eine Verschleifung von Kolonialgefängnissen und Kolonialausstellungen – muss es Pöch und Luschan gleichsam logisch erschienen sein, ab 1915 ihre Forschungen als Lagerforschungen fortzusetzen. Obwohl Kriegsgefangene per definitionem nicht wegen Kri-

¹⁶¹ Vgl. Gordon 2011, S. 140.

¹⁶² Ebd., S. 144.

minalität im Lager waren, steht der wissenschaftliche Zugriff auf die Kriegsgefangenenlager in der Tradition der anthropologischen Forschung in Kolonialgefängnissen. Sowohl militärische als auch zivile Behörden ermöglichten Pöch und Luschan, über Inhaftierte, Internierte und unterdrückte Bevölkerungsteile zu verfügen. Bei der anthropometrischen Untersuchung, wie sie in Pöchs Berichten dokumentiert ist, hatte der einzelne Kriegsgefangene keinerlei Rückendeckung und war nackt den ihn umfassenden Blicken und den an ihn angesetzten Instrumenten und Medien ausgesetzt. Körperlich zugleich in die Position eines untergebenen Soldaten und eines der (kriminal)anthropologischen Untersuchung unterworfenen fremdartigen Forschungsobjekts verwiesen, stand er im Zentrum der aufseherischen und physisch-anthropologischen Blicke, die ihn von allen Seiten bei vollem Bewusstsein trafen. Das Panorama aus überlegenen Personen blickte den Untersuchten als verfügbares, benutzbares Objekt im Zentrum an. Laut den Bestimmungen der Haager Landkriegsordnung durften Kriegsgefangene zwar zu Untersuchungen gegen ihren Willen nicht gezwungen werden, doch stellte sich ebenso wie bei anderen Verstößen die Frage, wer eine Missachtung dieser Regelung registrieren und wie er sie ahnden sollte.¹⁶³ Eine solche gegen den Willen des Kriegsgefangenen vorgenommene Handlung wäre bei einer Meldung möglicherweise nicht als Vergehen gewertet worden, da sie einer soldatischen Musterung zu entsprechen schien und im Interesse „der Wissenschaft“ geschah.

Der gleichsam invertierte Panoramablick, den die Wissenschaftler und ihre Helfer auf den einzelnen Gefangenen richteten, ging mit einem zweiten, extrovertierten, nach außen gerichteten Panoramablick einher. Später berichtete Pöchs Assistent Josef Weninger über die „reiche Menschenschau“ bei den Lagerforschungen: „Mehr als Hunderttausend standen vor unseren Augen. Aus ihnen heraus wählten wir das unseren Beobachtungen zugrunde gelegte Material.“¹⁶⁴ Die Wissenschaftler suchten demnach aus dem Spektrum der verschiedenen ethnischen Gruppen jene Personen aus, die sie als repräsentative Vertreter – als „Typen“ – verstanden; diese untersuchten sie näher, um wiederum scheinbar repräsentative Forschungsergebnisse zu erzeugen. Nicht unähnlich gingen auch wissenschaftliche Laien in den Gefangenenlagern vor. In dem in München herausgegebenen *Großen Bilderatlas des Weltkrieges* etwa erschienen Bilderserien mit Porträtfotos von „Typen unserer Feinde und der von ihnen in den Krieg gehetzten oder

¹⁶³ Vgl. Moritz/Leidinger 2005, S. 51.

¹⁶⁴ Weninger 1938, S. 196.

gezwungenen Völker“.¹⁶⁵ Stiehls Publikation *Unsere Feinde*, eine fotografische Sammlung von Gefangenenporträts, wurde bereits erwähnt.¹⁶⁶

Die schiere Masse der Gefangenen in den überfüllten Lagern des Ersten Weltkriegs und die Verschiedenartigkeit der ethnischen Gruppen scheint Laien wie Wissenschaftler dazu verleitet zu haben, die Menschen in den Lagern als eine Art Mikrokosmos zu verstehen, in der sich die Weltbevölkerung zahlenmäßig reduziert darstellte – wobei sich Pöch wie gezeigt sehr bemühte, die Repräsentativität dieser Gruppen zu beteuern. Die Idee des anthropologischen Mikrokosmos im Kriegsgefangenenlager motivierte wiederum zur Ableitung von Theorien über „Rassenzugehörigkeiten“, Verwandtschaften und Abstammungsverhältnisse sowie zur Herstellung von „Typen“-Panoramen, Bildenzyklopädien der „fremden Völker“. Wissenschaftliche Panoramen unterschied dabei von Laien-Panoramen, indem die Anthropologen einen „geschulten Blick“ für „Typen“¹⁶⁷ für sich in Anspruch nahmen und ihre Darstellungen theoretisch rahmten.

Pöch selbst publizierte während der Kriegszeit allerdings hauptsächlich Texte zum methodischen Verfahren in der physischen Anthropologie und wertete die Untersuchungen nur in Ansätzen aus. Während der Kriegszeit wählte er auf Anfrage des k.u.k. Kriegsministeriums aus den Fotos und Gipsabgüssen von Soldaten aus der Armee des Zaren Exemplare aus, die auf den Kriegsausstellungen der Jahre 1916 und 1917 im Wiener Prater in der Abteilung „Kriegsgefangenenwesen“ gezeigt wurden. Luschans bereits erwähnter Text „Einführung in die Grundzüge der Anthropologie“, der 1917 als „ein Beitrag zur Völkerkunde im Weltkrieg“ zusammen mit den Kriegsgefangenenzeichnungen Hermann Strucks publiziert wurde¹⁶⁸, thematisierte das Spektrum der Internierten schriftlich und in den als „Typenbildern“ bezeichneten Fotos visuell. Obwohl in deutschen Kriegsgefangenenlagern auch europäische Gruppen vermessen wurden (etwa Flamen, Bretonen, Engländer, Schotten, Iren, Litauer und Esten), finden sich von diesen keine Fotos in Luschans Beitrag. Die Bilder zeigen nur Vertreter der sogenannten „Natur-“ oder „Halbkulturvölkern“; die untersuchten und sicher auch fotografierten Europäer fehlten auf der visuellen Ebene. Mit dieser Auswahl lehnte sich Luschans an die Popularität der „Naturvölker“ bei Massenpublikum und Wissenschaftlern an. Er stellte ein wissenschaftlich abgesichertes Panorama aus „Völkertypen“ in Buchform her, das sich

¹⁶⁵ *Großer Bilderatlas des Weltkrieges*, Bd. 3, 1919, S. 385f.

¹⁶⁶ Vgl. Stiehl 1916.

¹⁶⁷ Vgl. Daston/Galison 2007, S. 337.

¹⁶⁸ Vgl. Luschans 1917.

als Schnittstelle zwischen wissenschaftlicher Arbeit in den Lagern und öffentlicher Vermittlung und Verbreitung verstand.

„Kriegsgefangenenlager sind keine Menagerien und können nur wenigen Auserwählten zu Studienzwecken geöffnet werden. Um so dankbarer muss jede bildliche Darstellung und jede Art von wissenschaftlicher Arbeit begrüßt werden, die auch nur einen geringen Teil der brach liegenden Schätze größeren Kreisen näher bringt.“¹⁶⁹

Die Gefangenenlager erhielten den Anstrich exklusiver Forschungsstätten, deren wissenschaftliche Benutzung öffentlich erwähnt und als legitim angesehen wurde.

In Kolonialgefängnissen und Kriegsgefangenenlagern ließ sich anthropologische Rassenforschung anders betreiben als im ethnografischen „Feld“. Auf der *operativen* Ebene konnten Wissenschaftler radikaler und repressiver vorgehen, da sie sich auf ein bereits installiertes, politisch-repressives System stützten. Auf der *inhaltlichen* Ebene ist die komplexe Frage, wie sich die Gefängnismauern auf die Art der Erhebungen und ihre Auswertung auswirkten, schwieriger zu beantworten. Es konnte gezeigt werden, dass innerhalb von Mauern der Repression die von Anthropologen gesuchte „Reinrassigkeit“ und Repräsentativität der Untersuchungsobjekte zum Problem wurde, das jedoch übergangen oder zumindest vernachlässigt wurde. Die Aussparung von ethnografisch-ethnologischen Kontextfragen und die Konzentration auf die datenmäßige und visuelle Repräsentation der untersuchten Gefangenen führte dazu, dass die Materialien trotz möglicher Zweifel an ihrem Status zur Herstellung von Publikationen benutzt wurden: veröffentlichten Bildenzyklopädien von „Völkertypen“, in denen wissenschaftliche, populäre und kommerzielle Interessen verschmolzen.

Der erst 1925, nach dem Tod Luschans von Wilhelm Doegen herausgebrachte Sammelband mit Aufsätzen über die in den deutschen Kriegsgefangenenlagern vorgefundenen „Völker“ *Unter fremden Völkern. Eine neue Völkerkunde*¹⁷⁰ trug das Wort „Kriegsgefangene“ nicht mehr im Titel, nannte aber sowohl im Vorwort als auch in einigen linguistischen Beiträgen noch seine Quellen. Die grammophonischen Aufnahmen, die Sprachwissenschaftler, Orientalisten und Afrikanisten innerhalb der Preußisch Phonographischen Kommission zwischen 1915 und 1918 in deutschen Kriegsgefangenenlagern hergestellt hatten, gelangten 1920 als Grundstock einer neu gegründeten „Lautabteilung“ an die Preußische Staatsbibliothek

¹⁶⁹ Ebd., S. 2.

¹⁷⁰ Vgl. Doegen 1925.

zu Berlin, die zugleich als „Institut für Lautforschung“ fungierte. Sie wurden dort in den 1920er Jahren matriziert, Teile von ihnen Ende der 1920er und Anfang der 1930er Jahre als Beispiele gesprochener Sprachen zu didaktischen Zwecken veröffentlicht.¹⁷¹ Aus den Begleitbroschüren zu den Lautplatten gehen zwar einige biografische Informationen über den jeweiligen Sprecher hervor, nicht jedoch, dass er als „feindlicher Soldat“ in einem Kriegsgefangenenlager während des Weltkriegs aufgenommen worden war. Diese Publikationen der Lautabteilung, die sich selbst als ein Standard zum Erlernen von Fremdsprachen verstanden wissen wollten und als Sprachlernplatten kommerzialisiert wurden, gaben die Umstände der Herstellung dieses Standards nicht mehr preis.

Dieses Schweigen über die Kriegsgefangenenlager als Quelle von Wissen und Lernmitteln scheint nicht aus moralischen Gründen geboten gewesen sein, da zur gleichen Zeit Doegens Sammelband nicht dazu schwieg. Vielmehr ist anzunehmen, dass das Verschweigen der Gefangenenlager der Logik des Samples, des Exemplarischen entsprach: Während wissenschaftliche Fallstudien und populärwissenschaftliche *Einzel*publikationen sehr wohl den Untersuchungskontext ihrer „Fälle“ nannten, verlangte die Sammlung von Standardbeispielen zum Erlernen von Fremdsprachen diese Information nicht. Ob die Aussparung des Kontextes der Lager in den kommerzialisierten Publikationen zu Sprachplatten dem Auftrag und der Gewohnheit von Standardsammlungen entsprach oder ob dieser Kontext für das Entstehen einer ganzen Serie von typischen Beispielen nicht doch prekär war, bleibt zunächst eine offene Frage.

3. FORSCHUNGEN IN DEN KRIEGSGEFANGENENLAGERN DER MITTELMÄCHTE

Pöch und seine Mitarbeiter legten im Jahr 1915 umfangreiche Dokumentationen über die von ihnen ausgewählten Gefangenen an. Neben den Personalien wurden viele Dutzend verschiedene Körpermaße unter Zuhilfenahme anthropologischer Instrumente ermittelt und auf eigens entwickelten Messblättern protokolliert. Die an Martins *Lehrbuch für Anthropologie* angelehnten Methoden dienten dazu, später Indizes und Verhältnisse der Maßzahlen zu berechnen und somit anthropologische Merkmale, auch als „Rassenmerkmale“ bezeichnet, festzustellen. Wenn möglich, ließ Pöch von

¹⁷¹ Auch der *Katalog der Lautbibliothek. Phonetische Platten und Umschriften* (herausgegeben von der Lautabteilung, Berlin 1932) weist nicht auf die Kriegsgefangenenlager hin, es gibt keine Unterscheidung zwischen Aufnahmen mit der Signatur PK und der Signatur LA.

den Internierten außerdem normierte Fotografien anfertigen: den ganzen Körper in Frontal-, Profil- und Rückenansicht sowie Halbporträts in Frontal-, Profil- und Drittelseitenansicht. Von einigen Gefangenen wurden Haarproben und Hand- und Fußabdrücke genommen. Auch Gipsabgüsse von Händen, Füßen und ganzen Köpfen wurden hergestellt.

Aus der Perspektive Pöchs war das Ergebnis – 3.550 Vermessene im Jahr 1915¹⁷² – als so positiv einzuschätzen, dass eine Fortsetzung der Lagerstudien wünschenswert schien. Im Mai 1916 beantragte er weitere Subventionen bei der Akademie, um die begonnenen Untersuchungen über die „Türkvölker“ und „Kaukasusvölker“ fortsetzen zu können. Vor allem aber hob er die „ostfinnischen Völkerschaften“ hervor: „Syrjänen“, „Wotjaken“, „Permiäken“, „Tscheremissen“, „Tschuwaschen“ und „Mordwinen“:

„Bei der Seltenheit dieser [ostfinnischen] Völker – es handelt sich um aussterbende Völkerschaften – ist zwar nie zu erhoffen, von jeder Gruppe mehrere Hundert zur Untersuchung zu bekommen, es wäre aber jedenfalls noch eine wesentliche Erhöhung der Zahl der bisher untersuchten möglich. Es braucht nicht mehr betont zu werden, wie wichtig gerade diese anthropologischen Messungen der ostfinnischen Völker sind, da sich kaum jemals mehr eine Gelegenheit bieten wird, umfangreiche Messungen an diesen zerstreut lebenden und gewaltsam entnationalisierten Völkern anzustellen.“¹⁷³

Schließlich betonte Pöch, dass seit dem Herbst 1915 zusätzliche Kräfte durch das Russische Reich mobilisiert worden seien, die bisher nicht der Militärpflicht unterlegen hätten, „vor allem nomadisierende Völker, wie die Kirgisen, Kalmüken und die meisten sibirischen eingeborenen Völkerschaften, dann die bisher nur als Freiwillige im Heere erschienenen ziskaukasischen Völker, wie die eigentlichen Tscherkessen“, die interessant zu bearbeiten seien.¹⁷⁴ Mit dem Terminus „aussterbende Völkerschaften“ bezog sich Pöch auf die Argumente der Rettungsanthropologie und benutzte die Dringlichkeit des *salvage paradigm* ebenso wie vor dem Krieg, um Forschungsfinanzierungen zu beantragen. Deutlicher noch als an den Expeditionen ins ethnografische „Feld“ zeigt sich an den Lagerforschungen, dass die *salvage anthropology* kein soziales, sondern ein *mediales* Projekt beschrieb. Es ging nicht darum, die „vom Aussterben bedrohten“ Kulturen

¹⁷² Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 130.

¹⁷³ AÖAW, Subventionen, math.-nat. Klasse, Nr. 367/1916, Brief Pöchs vom 18.5.1916, Beilage 2: „Anführung einzelner Völkerschaften, an welchen Untersuchungen noch notwendig wären“. Vgl. auch Pöch 1915–1917, 2. Bericht, S. 131.

¹⁷⁴ Ebd.

durch Verbesserung der politischen Umstände zu schützen, sondern das Ziel war, möglichst umfassende anthropologisch-ethnologische Sammlungen und eine multimediale Dokumentation anzulegen.

Während die Aufzeichnungen auf Expeditionen vor dem Ersten Weltkrieg oft von mehreren Personen aus verschiedenen Disziplinen vorgenommen wurden, hatte Pöch bei seinen Reisen nach Neuguinea und in die Kalahari persönlich sowohl fotografiert, phonographiert und gefilmt als auch anthropologisch untersucht. In den Gefangenenlagern realisierte er neben den anthropologischen Untersuchungen ebenfalls eigenhändig Ton- und Filmaufnahmen, die jedoch hauptsächlich als Ergänzung des anthropologischen Projekts zu verstehen waren. Pöch selbst setzte, begleitet von seinem Assistenten Josef Weninger, die anthropologischen Untersuchungen sowie Tonaufnahmen in den Jahren 1916 und 1917 in Lagern der Habsburger Monarchie mit finanzieller Unterstützung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften fort. Insgesamt subventionierte die Akademie diese Unternehmungen zwischen Sommer 1915 und Frühjahr 1917 mit 20.955 Kronen.¹⁷⁵ Dabei war Pöch stets bestrebt, seine Verfahren zu optimieren. In einem zusammenfassenden Bericht vom Juni 1917 erklärte er die „Materialsammlung an osteuropäischen Völkerschaften“ mit einer „Gesamtzahl von 5.159 gemessenen und untersuchten Kriegsgefangenen“ für „im wesentlichen abgeschlossen“ – nach Kriegsende könne daher mit der wissenschaftlichen Bearbeitung begonnen werden.¹⁷⁶ Damit stellte Pöch die Untersuchungen nicht ein, sondern ging zu anderen „Völkerschaften“ über. Gemeinsam mit Weninger folgte er im Sommer 1917 einer Einladung Luschans, im deutschen „Halbmondlager“ in Wünsdorf bei Berlin anthropologische Studien an internierten Kolonialsoldaten aus Afrika und Asien durchzuführen.

In keinem Ort des Deutschen Reiches wurden so viele Tonaufnahmen produziert wie in den Gefangenenlagern in Wünsdorf, südlich von Berlin. Hier befanden sich politische „Sonderlager“, die auf Anregung des Deutschen Auswärtigen Amtes dort bereits Ende 1914 eingerichtet worden waren. Die deutsche Regierung folgte dabei den Empfehlungen in der *Denkschrift betreffend die Revolutionierung der islamischen Gebiete unserer Feinde* von Max von Oppenheim¹⁷⁷, einem für die Nachrichtenstelle für

¹⁷⁵ Von diesem Betrag waren 1.155 Kronen für eine stereoskopische Kamera ausgegeben worden. Vgl. Toldt 1915–1920, Bericht über die Jahresversammlung am 21.3.1917, MAGW 47, 1917, S. [20].

¹⁷⁶ Pöch 1915–1917, 4. Bericht, S. 150.

¹⁷⁷ *Denkschrift betreffend die Revolutionierung der islamischen Gebiete unserer Feinde*, von Max Freiherr von Oppenheim, Kaiserlicher Minister-Resident, Oktober 1914,

den Orient im Deutschen Auswärtigen Amt tätigen Diplomaten, der als Orient-Experte galt. Auf seinen Vorschlag hin sollte im Deutschen Reich versucht werden, vor allem muslimische Kriegsgefangene gegen ihre Kolonialherren beziehungsweise das Zarenreich aufzuhetzen und zu indoktrinieren. Mit pro-islamischer Propaganda wollte die deutsche Regierung diese Gefangenen dazu bewegen, sich dem Djihaad anzuschließen, dem Heiligen Krieg, den das mit den Mittelmächten verbündete Osmanische Reich im November 1918 gegen England ausgerufen hatte. Nach erfolgreicher Indoktrinierung in den politischen Sonderlagern in Wünsdorf sollten sie in ihre Heimat zurückgeschickt werden und dort als Multiplikatoren fungieren.¹⁷⁸

Eine ähnliche Idee entstand in Bezug auf die russischen Kriegsgefangenen aus der Armee des Zaren in der Habsburger Monarchie. In einem Memorandum über „Aufklärende Vorträge für russische (serbische) Kriegsgefangene“ wurde 1915 vorgeschlagen, in den Lagern den vom russischen Staat unterdrückten Gruppen einen Begriff von „europäischer Zivilisation“ zu vermitteln, was „ganz ungestört“ möglich sei:

„Die mit geöffneten Augen aus der Kriegsgefangenschaft heimkehrenden Soldaten, als Sauerteig in die dumpfen Massen des russischen Volkes gestreut, können in diesem langsam die Erkenntnis von der Unerträglichkeit russischer Verhältnisse und der Notwendigkeit einer Änderung reifen lassen.“¹⁷⁹

In Wünsdorf bei Zossen internierte die deutsche Regierung, den Vorschlägen Oppenheims folgend, ab Ende 1914 im sogenannten „Halbmondlager“ vor allem indische und afrikanische Gefangene sowie im sogenannten „Weinberglager“ Muslime – vor allem Tataren – aus dem Zarenreich und orthodoxe Georgier. Wie der Diplomat empfohlen hatte, wurde nur wenige Monate später im „Halbmondlager“ eine hölzerne Moschee errichtet, die im Juli 1915 eingeweiht werden konnte – die erste Moschee in Deutschland, die nicht nur zu dekorativen, sondern zu religiösen Zwecken genutzt wurde.¹⁸⁰ Postkarten der Moschee, die tausendfach vertrieben wurden, reihten sich in die allseits bekannten exotischen Motive auf Kolonialpost-

S. 85; Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, IA-Weltkrieg, WK Nr. 11, R 20938, Anlage zu Band 2. Oppenheim spielte auch eine wesentliche Rolle bei der Entstehung des Buches *Kriegsgefangene* (Luschan/Struck 1917).

¹⁷⁸ Zum Djihaad im Ersten Weltkrieg vgl. vor allem Höpp 1997.

¹⁷⁹ ÖSTKA, Abt. 10, KM 1915, Abt. 10, Karton 988, Akte 58–10, Memorandum von Oberst Ernst Wossola (9. Infanteriebrigade) vom 17.10.1915.

¹⁸⁰ Vgl. hierzu vor allem Höpp 1997, Kahleyss 2000.

karten ein. Zugleich sollten sie international beweisen, dass das Deutsche Reich seine Gefangenen human und liberal behandelte – wobei die Haager Landkriegsordnung den Kriegsgefangenen generell die freie Ausübung ihrer Religion zugestand. Mit einer großen Propagandaoffensive jedoch stellte sich das Reich auf dieser Grundlage als eine Art „guter Kolonialherr“ zu einem Zeitpunkt dar, als es viele seiner Kolonien in Afrika und Asien bereits militärisch hatte aufgeben müssen und umso intensiver Kolonialpropaganda betrieb. Diese Offensive umfasste auch Diffamierungen von Engländern und Franzosen, die deren Umgang mit ihren Kolonialsoldaten und Kolonien betrafen, etwa in der schon erwähnten Schrift *Der Völkerzirkus unserer Feinde* des Afrika-Forschers Leo Frobenius.

Die Ansammlung der „exotischen“ Kriegsgefangenen in Wünsdorf übte nicht nur eine starke Anziehungskraft auf Schaulustige aus, sondern zog auch die deutschen Wissenschaftler quasi magisch an. Als Luschan um Mitteilung bat, welche Gruppen dort vertreten seien, erhielt er im Juli 1916 von Stumpf die Auskunft, das Lager werde „allerdings noch eine gute Weile von den Herren Lüders und Schulze okkupiert sein“¹⁸¹. Ab dem Herbst 1916 schließlich konnte Luschans Schüler Eickstedt im „Halbmondlager“ indische Sikh für seine Dissertation vermessen. Die Phonographische Kommission nahm in den Wünsdorfer Lagern über 470 grammophonische Platten auf, dazu etliche Wachswalzen mit Musik.

Da die 1917 in Wünsdorf internierten „Völkerschaften“ wegen der Frontverläufe nicht in den Kriegsgefangenenlagern der Habsburger Monarchie zu finden waren, lud Luschan seinen ehemaligen Schüler Pöch ein, in Wünsdorf zu forschen – nicht ohne dadurch eine gewisse Konkurrenzsituation zwischen Pöch und Eickstedt herzustellen.¹⁸² Luschan und Pöch hatten bereits seit Beginn der Lagerforschungen in Österreich in regem brieflichem Austausch gestanden und vor allem dafür Sorge tragen wollen, dass die anthropologischen Messungen nach einem einheitlichen Schema erhoben würden. So sollte eine spätere Vergleichbarkeit der Daten gewährleistet

¹⁸¹ STBNL, Schreiben Stumpfs vom 29.7.1916 an Luschan.

¹⁸² Tatsächlich lernten sich Pöch und Eickstedt erst 1918 in Rumänien kennen, wo beide ihre in Wünsdorf begonnenen Studien an dorthin verlegten Gefangenen fortsetzten. Am 22.10.1918 schrieb Luschan an Eickstedt in Rumänien: „Inzwischen hoffe ich, dass Sie mit Prof. Pöch zusammengekommen sind; ich habe ein brennendes Interesse daran, dass Sie seine Art zu arbeiten kennen lernen. Er ist ein Schüler von mir, hat aber meine Methoden selbständig und in bewundernswerter Weise weitergebildet, so dass Sie zweifellos von ihm sehr viel lernen könnten. Ganz besonders würde ich mir wünschen, dass er einige Leute zu messen bekommt, die schon von Ihnen gemessen sind.“ STBNL, Brief Luschans vom 22.10.1918 an Eickstedt in Rumänien.

werden.¹⁸³ Eine Einladung der Wiener Anthropologen zu einem Forschungsaufenthalt nach Wünsdorf¹⁸⁴ rechtfertigte Pöch vor der Akademie in Wien mit dem Anliegen, dass er dort vor allem „indische und südasiatische Völkerschaften“ untersuchen wolle, um „den grossen Problemen der Rassenzusammenhänge und Mischungen näher“ zu treten.¹⁸⁵

Wie einem 1918 verfassten Brief Pöchs an Luschan zu entnehmen ist, ging es ihm hauptsächlich um „die Berberfrage in Nordwestafrika“ und „die Frage der Verteilung vorderasiatischer Elemente in Indien“.¹⁸⁶ Schon vor der Reise nach Wünsdorf hatte Pöch darauf hingewiesen, dass er glaubte, „für diese Themen vorbereitet zu sein durch seine Studienreisen nach Indien, der malayischen Inselwelt, sowie nach West- und Südafrika“¹⁸⁷. Bei den Forschungen in den Kriegsgefangenenlagern ging es ihm weniger um die auf den Expeditionen untersuchte Frage der „Kleinwüchsigkeit“ der „Urrassen“ und der außereuropäischen „Rassen“, als vielmehr um Fragen der „Rassenmischung“, wobei auch die europäischen „Rassen“ mit einbezogen wurden. Somit stellte die Wünsdorf-Reise für Pöch eine Fortsetzung und zugleich Ausweitung eigener früherer Forschungen dar.¹⁸⁸

Nachdem im Sommer 1917 die Übernahme der Reisekosten nach Wünsdorf in Höhe von 8.000 Kronen durch die Wiener Akademie geklärt war, regelte Luschan die Formalitäten mit dem k.u.k. Kriegsministerium, indem er die Bürgschaft für die Wiener Anthropologen übernahm.¹⁸⁹ Wenig später reisten Pöch und Weninger ins Deutsche Reich, um dort im August, September und Oktober 1917 Vermessungen an indischen und afrikanischen Gefangenen durchzuführen. Sie führten eine Fotokamera mit, jedoch weder einen Phonographen noch einen Kinematographen. Wie schon in den Lagern der Habsburger Monarchie wohnten sie während ihres Wünsdorfer Aufenthaltes im Lager selbst und vermaßen und fotografierten über Wochen Hunderte von Gefangenen, ohne jedoch Luschan persönlich zu

¹⁸³ Pöch schrieb im August 1915 an Luschan: „Es wäre sehr erwünscht, wenn die Untersuchungen in Österreich-Ungarn und im Deutschen Reiche einheitlich und sich gegenseitig ergänzend durchgeführt würden.“ STBNL, Schreiben Pöchs aus dem Kriegsgefangenenlager Reichenberg vom 29.8.1915 an Luschan in Berlin, Bl. 210.

¹⁸⁴ Vgl. STBNL, Briefe Pöchs an Luschan u. a. vom 6.3.1917 und 24.5.1917; Bl. 239f. u. a.

¹⁸⁵ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 461/1917, Schreiben Pöchs an die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 2.7.1917.

¹⁸⁶ STBNL, Schreiben Pöchs an Luschan vom 14.8.1918, Bl. 279.

¹⁸⁷ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 461/1917, Schreiben Pöchs an die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 2.7.1917.

¹⁸⁸ Vgl. auch Gingrich/Lange 2012.

¹⁸⁹ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 461/1917, Brief Luschans an das k.u.k. Kriegsministerium vom 6.7.1917.

treffen. Auch fertigten sie Gipsabgüsse von „Arabern, Indiern, Negern und Anamiten“¹⁹⁰ an, aus denen nach der Rückkehr in Wien Positive hergestellt wurden.

Ab Ende des Jahres 1917 wurden immer mehr afrikanische und indische Soldaten aus den „Sonderlagern“ in Wünsdorf fortgebracht. Viele von ihnen wurden zur Zwangsarbeit verpflichtet, so wurden etwa im Lauf des Winters 1917/18 ungefähr 130 indische Zivilgefangene (Laskaren) aus dem „Halbmondlager“ in das Lager Großenbaum bei Duisburg verlegt, um im Stahlwalzwerk der Firma Hahn zu arbeiten. Als Heinrich Lüders von dem Plan erfuhr, die internierten indischen Sepoys gemeinsam mit afrikanischen Gefangenen nach Rumänien zu verlegen, protestierte er, da dies die laufenden Arbeiten erschweren würde:

„Man könnte unter diesen Umständen vielleicht zunächst an eine vorläufige Zurückbehaltung solcher Leute denken, die für die sprachlichen Aufnahmen in erster Linie in Betracht kommen. Es ist aber zu befürchten, dass dadurch die Arbeiten sehr geschädigt würden. Bei der ganzen Sachlage sind die beiden Gelehrten auf den guten Willen der Gefangenen angewiesen. Die Bereitwilligkeit, alles mitzuteilen, was sie wissen, die augenblicklich durchaus vorhanden war, wird sicherlich bei den Zurückbehaltenen schwinden. In dem Glauben, dass dem Kameraden, von dem er getrennt wird, ein besseres Los beschieden sei als ihm selbst, würde er sich nur noch mit Widerstreben an der Arbeit beteiligen, von der er weiss, dass sie der Grund ihrer scheinbar schlechteren Lage ist. Sollten aber trotz allem Rücksichten auf die Gesundheitsverhältnisse [...] eine Verlegung der Gefangenenlager erfordern, so bittet die Akademie mit Rücksicht auf die [...] Arbeiten wenigstens die Gurkhas nicht über die Grenzen Deutschlands oder Österreichs hinaus zu verschicken.“¹⁹¹

Die meisten indischen und afrikanischen Gefangenen wurden wegen der hohen Sterblichkeitsrate ab Ende 1917 tatsächlich in Lager, sogenannte „Deutsche Landbaukolonien“ bei Monastirea und Marculesti in Südromänien verlegt, das von den Mittelmächten militärisch besetzt war. Das Kriegsministerium und die Oberste Heeresleitung erachteten das Klima als

¹⁹⁰ STBNL, Schreiben Pöchs aus Wien an Luschan vom 21.1.1918, Bl. 270. Als „Anamiten“ oder „Annamiten“ wurden Einwohner/innen des damaligen Annam, heute ein Teil Vietnams, bezeichnet.

¹⁹¹ Handschriftlicher Entwurf von Heinrich Lüders auf der Rückseite eines am 28.12.1916 datierten Schreibens von Carl Stumpf; ABBAW, Nachlass Heinrich Lüders, 7, Bericht über die Sprachforschungen im Kriegsgefangenenlager Halbmond in Wünsdorf.

günstiger für die Gefangenen.¹⁹² Mit der Leitung der „Deutschen Landbaukolonien farbiger Kriegsgefangener in Rumänien“ im Kriegsgefangenenlager in Slobozia war im Jahr 1917 Leo Frobenius beauftragt worden¹⁹³, nachdem er im Jahr 1916 über Wochen im „Halbmondlager“ in Wünsdorf gearbeitet hatte, um Sagen und Märchen von dort internierten Kabylen zu notieren.¹⁹⁴ Zugleich führte Frobenius in Rumänien Bodenstudien auf der Suche nach Tumuli durch. In einem Notizbuch¹⁹⁵ hielt er jedoch keine wissenschaftlichen oder individuellen Aufzeichnungen über die Gefangenen fest, lediglich eine Reihe von Fotografien zeugen von den Umständen in den Lagern.¹⁹⁶ Sowohl Egon von Eickstedt als auch der Indologe Heinrich Lüders und der vergleichende Sprachwissenschaftler Wilhelm Schulze setzten ihre Forschungen im Jahr 1918 in den rumänischen Lagern fort: Morile, Turnu Magurele, Marculesti, Slobozia.¹⁹⁷

Wegen des besonderen Interesses an den „exotischen Völkerschaften“ beabsichtigten Pöch und Weninger zur Vervollständigung der Untersuchungen im Sommer 1918 nochmals nach Wünsdorf zu reisen, ließen sich jedoch wegen der Verlegung der indischen und afrikanischen Gefangenen eine Reise in die Lager in Rumänien genehmigen¹⁹⁸, die erneut mit 8.000 Kronen durch die Akademie unterstützt wurde.¹⁹⁹ In seinem späteren

¹⁹² Vgl. Höpp 1997, S. 50f.

¹⁹³ FI, LF 858. In diesem erst kürzlich inventarisierten Konvolut befinden sich auch Korrespondenzen von Frobenius mit „Kommando der mohammedanischen Kriegsgefangenen in Rumänien“ (Bukarest). Für diesen Hinweis sowie die freundliche und konstruktive Betreuung im Frobenius-Archiv danke ich sehr herzlich Herrn Dr. Richard Kuba, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Frobenius-Institut. Es existiert außerdem ein Notizbuch von Leo Frobenius mit dem Titel „Rumänien“; Frobenius-Institut der Universität Frankfurt am Main, Signatur LF 321. Vgl. hierzu auch seine Fotografien, die online zu betrachten sind: <http://bildarchiv.frobenius-katalog.de/>

¹⁹⁴ Dazu 13 erhaltene von 14 Notizbüchern von Leo Frobenius von August bis Oktober 1916; FI, LF 322 bis LF 334. Nach dem Krieg flossen viele der Texte in ein dreibändiges Werk *Volksmärchen der Kabylen* ein: Frobenius 1921/22. Der Umstand der Kriegsgefangenenlager, unter denen die Märchen gesammelt worden waren, blieb unerwähnt. Wahrscheinlich kombinierte Frobenius seine Aufzeichnungen aus Wünsdorf mit Notizen seiner Reise nach Ägypten 1913/14.

¹⁹⁵ Notizbuch „Rumänien 1917“ von Leo Frobenius; FI, Archiv, LF 321.

¹⁹⁶ Die Bilder sind online im Bildkatalog des Frobenius-Instituts: <http://bildarchiv.frobenius-katalog.de/> (zuletzt aufgerufen am 9.11.2011).

¹⁹⁷ Eickstedts Notizen gingen jedoch allesamt verloren (vgl. STBNL, Schreiben Eickstedts an Luschan vom 26.8.1919). Zu Lüders und Schulze vgl. ABBAW, Nachlass Lüders, I, Nr. 15 (Studienreise nach Rumänien).

¹⁹⁸ STBNL, Schreiben Pöchs aus Wien an Luschan vom 31.7.1918, Bl. 278.

¹⁹⁹ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 478/1918.

Bericht für die Akademie gab Pöch an, dass er im Lager von Turnu Magurele in Südrumänien zur Ergänzung der Wünsdorfer Studien Marokkaner und „Neger“ untersucht habe mit dem Ziel, unter Heranziehung von Marokkanern die „Berberfrage“ zu lösen und Sammlungen über die „westafrikanischen Neger“ anzulegen.²⁰⁰ In Wünsdorf hatten Pöch und Weninger 30 „westafrikanische Neger“ und 233 „Araber und arabisierte Berber“²⁰¹ gemessen, in den rumänischen Lagern folgten 78 „Neger“ und 188 „Marokkaner“, während „noch 211 Algerier auf helle Komplexion [Haar- und Augenfarbe] und andere Rassenmerkmale rasch durchgesehen“ wurden²⁰². Die Untersuchungen an Indern und „Annamiten“ wurden in Rumänien nicht fortgesetzt.

Die im Briefwechsel mit Luschan ebenso wie in den hinterlassenen Messbögen und Gipsabdrücken enthaltenen Hinweise Pöchs zeigen an, welche „großen Fragen“ der anthropologischen und ethnografischen Forschungen seiner Zeit – in seinen Worten die „großen Probleme [...] der Rassenzusammenhänge und Mischungen“²⁰³ – er im Zusammenhang mit der Wünsdorf-Reise hoffte lösen zu können: die sogenannte „Berberfrage“ und die Frage nach sogenannten „vorderasiatischen Elementen“ in Nordindien. Die „Berberfrage“ wurde um diese Zeit auf breiter Basis diskutiert – auch Luschan bezog dazu Position und versuchte durch die Forschungen unter anderem, wie schon erwähnt, „das bis jetzt recht unklare Verhältnis zwischen Berbern und Arabern festzustellen“.²⁰⁴ Bei der „Berberfrage“ ging es im Wesentlichen darum, welche Rolle die vor-islamische und vorarabische berberische Bevölkerung in der Entwicklung der Populationen Afrikas gespielt hatte. Luschan vertrat den Ansatz der sogenannten Hamitentheorie. Diese heute weitgehend als überholt geltende These fasste die hellhäutigeren Berber als jüngste Repräsentanten der „Hamiten“ auf, welche letztlich aus dem alten Mesopotamien stammen sollten. Dem stand in der wissenschaftlichen Debatte die Annahme gegenüber, dass die Berber entfernt von der alten Bevölkerung Nordostafrikas abstammten, die zunächst von den Pharaonen, später von ptolemäischen Griechen und Römern beherrscht worden waren. Einer Lösung dieses großen Meinungsstreits der damaligen Zeit wollten Pöch und Luschan durch die Forschun-

²⁰⁰ Pöch 1915–1918, Jg. 55, 1918, Nr. 21 (Sitzung vom 24. Oktober 1918), S. 324.

²⁰¹ Vgl. Pöch 1915–1918, Jg. 54, 1917, Nr. 24, S. 305f.

²⁰² Pöch 1915–1918, Jg. 55, 1918, Nr. 21, S. 324.

²⁰³ AÖAW, Subventionen math.-nat. Klasse, Karton 6, Nr. 461/1917, Schreiben Pöchs an die Kaiserl. Akademie der Wissenschaften vom 2.7.1917.

²⁰⁴ EMBPH, Schreiben Luschans an Carl Stumpf (Vorsitzender der Preußisch Phonographischen Kommission) vom 24.2.1919.

gen an afrikanischen Kriegsgefangenen näherkommen. Pöchs Hauptinteresse galt dabei dem Verhältnis von Berbern und der „schwarzafrikanischen“ Bevölkerung südlich der Sahara, das der Völkerkundler Dominik Wölfel später zuspitzen sollte auf die Beziehungen zwischen „Weißafrika“ und „Schwarzafrika“, wie er es in den 1930er und 1940er Jahren tendenziös nannte.²⁰⁵

Neben den großen Fragen zur Geschichte Afrikas galt Pöchs zweites Hauptanliegen der Untersuchung von „vorderasiatischen Elementen“ in der indischen Bevölkerung, fußend auf der Frage nach möglichen persischen und mittelasiatischen Anteilen an der indischen Bevölkerung. Die Überlegung, ob und wann indogermanische Perser in den indischen Subkontinent, vor allem den nordindischen Raum eingewandert seien, war Teil des damaligen Meinungsstreits über die Herkunft der Indogermanen – und galt zugleich als Schlüssel zur sogenannten Arierfrage. Dieses Thema sollte in den folgenden Jahrzehnten nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Politik beschäftigen. Luschan versuchte nach eigenem Bericht, bei den Kriegsgefangenenforschungen „über eine Reihe von Kaukasus-Stämmen ins Reine zu kommen“ und „über einige indische Stämme Klarheit zu gewinnen“.²⁰⁶

Pöchs Tod im Jahr 1921 verhinderte eine breite Auseinandersetzung mit den von Kriegsgefangenen beschafften Daten, so dass die Frage, mit welchen Themen er sich inhaltlich weiter beschäftigt hätte, Spekulation bleiben muss. Weninger publizierte in den Jahren 1919 und 1920 zwei Artikel über die physisch-anthropologischen Merkmale der „vorderasiatischen Rasse“²⁰⁷ und 1927 seine Habilitationsschrift über „westafrikanische Neger“²⁰⁸. Alle drei Arbeiten deuteten die großen ethnologischen Fragen kaum noch an und konzentrierten sich auf Gruppierungen nach rein physischen Merkmalen. In der Arbeit über die „Neger“ wurde die „Berberfrage“ nicht einmal mehr erwähnt.²⁰⁹

Bemerkenswert an diesen Forschungen ist in organisatorischer Hinsicht, dass die Wissenschaftler ihre „Studienobjekte“ nicht nur in den Lagern im eigenen Land aufsuchten, sondern ihnen auch auf die Territorien der verbündeten und besetzten Länder folgten. Pöch und Weninger reisten nicht nur ins Deutsche Reich, sondern auch ins besetzte Rumänien, um afrikani-

²⁰⁵ Vgl. Wölfel 1944.

²⁰⁶ EMBPH, Antwort Luschans vom 24.2.1919 auf eine Anfrage Carl Stumpfs vom 15.2.1919.

²⁰⁷ Vgl. Weninger 1918/19, 1920.

²⁰⁸ Vgl. Weninger 1927.

²⁰⁹ Vgl. Gingrich/Lange 2012.

sche und asiatische Kriegsgefangene zu untersuchen. Je „exotischer“ die zu untersuchenden Menschen waren, desto besser ließen sich – wie vor dem Krieg – Expeditionen zu ihrem jeweiligen Aufenthaltsort rechtfertigen und finanzieren. Pöch und Weninger schlossen sich mit dieser Mobilität den deutschen Wissenschaftlern an, die nach der ab Ende 1917 erfolgten Verlegung vieler indischer und afrikanischer Gefangener von Wünsdorf nach Rumänien im Jahr 1918 in die dortigen Lager reisten. Die wissenschaftliche Attraktivität der Lager in Wünsdorf und später in Rumänien basierte auf der Herkunft der Internierten und stellte ein Echo der Kriegspropaganda dar: Obwohl die afrikanischen und indischen Soldaten nur einen kleinen Teil der in Europa eingesetzten Soldaten und somit auch der Kriegsgefangenen ausmachten, stellten sie die unverhältnismäßig größte Angriffsfläche für die Kriegspropaganda der Mittelmächte dar.²¹⁰ Auf wissenschaftlicher Ebene rechtfertigte das – ebenfalls unverhältnismäßig hohe – Interesse an Indern und Afrikanern ethnografische Expeditionen während des Weltkriegs im eigenen politischen Block.

4. DIE FRAGE NACH DER VÖLKERKUNDE UND DAS NACHLEBEN DER LAGERFORSCHUNGEN

Es wurde bereits erwähnt, dass Pöch an den Kriegsgefangenen zwar vorrangig physisch-anthropologische Untersuchungen durchführte, jedoch im Jahr 1915 auch Filmszenen in den Lagern Eger und Reichenberg drehte sowie im Auftrag der Kaiserlichen Akademie 1915 und 1916 Tonaufnahmen mit Kriegsgefangenen für das Phonogrammarchiv durchführte. Beide Verfahren dienten weniger dazu, physische „Rassenmerkmale“ der einzelnen Personen zu dokumentieren. Zwar zeigten die Filmszenen auch den aus physisch-anthropologischer Sicht interessanten Bewegungsablauf und die Körperhaltung der Gefilmten, im Vordergrund stand jedoch das Interesse an Elementen der Kultur. Pöch nahm vor allem Szenen von Tänzen sowie von handwerklichen Tätigkeiten auf, die als „typisch“ für die einzelnen Menschengruppen galten, und wiederholte damit seine Vorgehensweise bei den Expeditionen. Auch die Szene eines muslimischen Gebetsrituals weist auf ein klassisch-ethnografisches Interesse an „Sitten und Gebräuchen“.

Die Tonaufnahmen, die Pöch und zwei Mitarbeiter des Phonogrammarchivs, Hans Pollak und Leo Hajek, 1915 und 1916 in verschiedenen Lagern sowie in einem Garnisonsspital herstellten, beinhalten eine große Band-

²¹⁰ Vgl. Scheer 2009; 2010, S. 288f.

breite von verschiedenen Sprachen – womit sie den Auftrag der Akademie erfüllten –, aber auch von Genres. Es finden sich Volks-, Bauern-, Kirchen-, Rekruten- und Trinklieder, Sprechproben mit einzelnen Wörtern und Zahlen, Sätze aus Grammatiken, Sagen, Märchen, Rätsel, Sprüche, Gebete, Gedichte, Erzählungen und andere. Pöch konstatierte in einem Arbeitsbericht für das Jahr 1915, dass durch die Kriegssituation „das bunte Völkergemisch des europäischen und asiatischen Rußland“ in den Gefangenenlagern der österreichisch-ungarischen Monarchie vertreten sei: Es liege „also hier die Möglichkeit vor, an *einem* Orte ursprüngliche Dokumente von Sprachen und Volksmusik zu sammeln, die aus dem ganzen, ungeheuren Gebiete stammen“.²¹¹

Es gibt bisher keine Hinweise darauf, dass die Tondokumente zur physischen Untersuchung von Stimmen benutzt werden sollten oder zur Herstellung von Korrelationen zwischen der Stimme und dem „Volksstamm“ eines Sprechers. Auch sprachwissenschaftliche Interessen standen dabei nicht im Vordergrund, denn keiner der drei „Phonographisten“ war Linguist oder arbeitete kontinuierlich mit Linguisten zusammen. Vielmehr ist davon auszugehen, dass bei der Auswahl der Stücke nicht nur pragmatische Gründe – etwa die Berufung auf bekannte Texte, die die Sprecher auswendig kannten und daher im Lager reproduzieren konnten – eine Rolle spielten, sondern auch das ethnografische Interesse der Wissenschaftler und im Besonderen Pöch. Viele Stücke lassen sich in das Repertoire der Folklore und „Volkskultur“ einordnen, einen Hauptforschungsbereich der Völkerkunde.

Obwohl Pöch von der Anthropologischen Gesellschaft keinen expliziten Auftrag zu ethnografischen Forschungen erhalten hatte und die Akademie lediglich den Auftrag zur Sammlung von Proben vieler verschiedener Sprachen für das Phonogrammarchiv erteilt hatte, beschäftigte er sich – sicher zweitrangig neben dem Archivieren und den physisch-anthropologischen Untersuchungen – mit ethnografischen Fragen und Forschungsfeldern. Weder die Film- noch die Tonaufnahmen jedoch werteten nach dem Krieg Pöch selbst oder seine Schüler aus. Sie blieben Archivbestände, die weder für explizit ethnografische Forschung noch für andere Disziplinen herangezogen wurden. Jedoch muss auch darauf hingewiesen werden, dass die Tonaufnahmen nicht von Ethnografen und nicht für explizit ethnografische Zwecke hergestellt wurden. Bis heute sind Pöch, Hajeks und Pollaks Sprachaufnahmen russischer Kriegsgefangener mit Ausnahme dreier swanischer Phonogramme²¹² unbearbeitet geblieben, ebenso wie die Proben ita-

²¹¹ Pöch 1916b, S. 21.

²¹² Gippert 1987.

lienischer und sardischer Dialekte, die Dr. Karl Ritter von Ettmayer unter Mitwirkung von Pollak und Hajek 1918 in den Kriegsgefangenenlagern von Mauthausen (auch dieses Lager wurde in der NS-Zeit zum Konzentrationslager) und Marchtrenk aufnahm.²¹³

Dass Pöch völkerkundliche Forschungen unter den Kriegsgefangenen dennoch als wichtig und vielversprechend einschätzte, zeigt seine Initiierung weiterer Forschungstätigkeiten, die er aus seinem eigenen Institut und Tätigkeitsbereich auslagerte. Mit einem Brief vom 4. Juli 1916 trug er der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien das Anliegen vor, bezüglich der Kriegsgefangenenforschungen „auf ein wichtiges, von der Forschung noch ungenütztes Gebiet hinzuweisen. Es wären dies volkskundliche und musikwissenschaftliche Studien in diesen Lagern [...]“²¹⁴ Die Weiterführung solcher Forschungen fiel – anders als die anthropologischen Kriegsgefangenenuntersuchungen, die von der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse gefördert wurden – in den Zuständigkeitsbereich der philosophisch-historischen Klasse. Während Pöch keine Vorschläge zu vertieften linguistischen Studien machte²¹⁵, empfahl er für musikwissenschaftliche Untersuchungen den vergleichenden Musikwissenschaftler und Privatdozenten Robert Lach. Diesem Vorschlag folgte die phil.-hist. Klasse und bewilligte am 7. Juli 1916 eine Subvention von 2.000 Kronen für das Vorhaben, das fortan als „Gesänge russischer Kriegsgefangener“ bezeichnet wurde.²¹⁶

Lach (1874–1958) war zu dieser Zeit Privatdozent für Musikwissenschaft und Leiter der Musikalienabteilung in der Kaiserlichen Hofbibliothek. Im Auftrag der Akademie schrieb er im Sommer 1916 „nach dem Gehör“ im Lager Eger Texte und Noten von insgesamt 398 kaukasischen und 317 tatarischen Gesängen nieder. Einen Bruchteil dieser Gesänge hielt Hans Pollak phonographisch auf 31 „Versuchsplatten“ und 24 „Archivplat-

²¹³ Vgl. „Gemeinsame Phonogrammarchiv-Kommission, Tätigkeitsbericht über das Jahr 1918/19“, in: AKAW 69, 1919, Wien 1919, S. 154–157, hier S. 155. Die Tonaufnahmen, die Dr. Ivan Pankiewicz 1918 in galizischen Dörfern von „ruthenischen Mundarten“ machte, sind demnach keine Kriegsgefangenenaufnahmen. Vgl. ebd., S. 156.

²¹⁴ AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 496/1916, Brief Pöchs an den Generalsekretär der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Hofrat Friedrich Johann Becke, vom 4.7.1916. Zum Archivbestand „Gesänge russischer Kriegsgefangener (Robert Lach)“ vgl. die Zusammenfassung durch das Archiv der ÖAW vom Februar 2004.

²¹⁵ U.U. war Pöch über die Pläne von Robert Bleichsteiner informiert (siehe Kap. II.3 und V.4).

²¹⁶ AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 496/1916, Brief von Hofrat Friedrich Johann Becke, Generalsekretär der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, an Pöch vom 8.7.1916.

ten“ fest; Pöch nahm für Lach weitere 13 Versuchs- und 7 Archivplatten auf.²¹⁷ Die Bewilligung einer weiteren Subvention von 2.000 Kronen für das Jahr 1917 ermöglichte es Lach, nochmals mehrere Wochen in verschiedenen Lagern Österreichs und Ungarns zu verbringen. Währenddessen zeichnete er 837 Gesänge von finno-ugrischen Völkern auf und ließ 33 „Archivplatten“ mit ausgewählten Gesängen bespielen.²¹⁸

Ebenso wie Pöch nahm Lach für sprachwissenschaftliche Zwecke die Hilfe von in den Lagern tätigen Linguisten in Anspruch. Sowohl Pöch (1915 und 1916) als auch Lach (1916) arbeiteten mit dem ungarischen Sprachwissenschaftler Ignác Kúnos zusammen, dem Direktor der Orientalischen Handelsakademie (Kereskedelmi Akadémia) in Budapest, der im Lager Eger „turktatarische“ Texte notierte.²¹⁹ Auch der Volkskundler Béla Vikár, ebenfalls Mitglied der Orientalischen Handelsakademie in Budapest, arbeitete 1915 im Lager Eger und war Pöch bei den awarischen Aufnahmen behilflich.²²⁰ In Ungarn bekam Lach 1917 Hilfe durch den ungarischen Linguisten Bernát Munkácsi, der dort wotjakische Texte unter Kriegsgefangenen sammelte²²¹, sowie durch andere ungarische Sprachforscher. Die Recherchen der ungarischen Linguisten unter Kriegsgefangenen im Bereich finno-ugrischer Sprachen erwiesen sich als höchst vorteilhaft für Lachs Studien, denn die Kollegen halfen nicht nur während Lachs Niederschriften in den Lagern, sondern später auch bei der Transkription und Übersetzung der Texte.²²²

Für die Auswertung der Texte nahm Lach nach Kriegsende zudem die Hilfe von ethnografisch arbeitenden Wissenschaftlern in Anspruch. So konnte er für die Transkriptionen und Übersetzungen seiner kaukasischen Texte den Wiener Orientalisten Robert Bleichsteiner und den deutschen Kaukasus-Experten Adolf Dirr gewinnen. Dirr, der seit 1913 am Münche-

²¹⁷ Vgl. Lach 1917, S. 6f.

²¹⁸ Vgl. Lach 1918, S. 9f. Es ist davon auszugehen, dass auch die in den deutschen Gefangenenlagern aktiven Sprach- und Musikwissenschaftler wesentlich mehr Texte und Gesänge schriftlich aufzeichneten, als sie auf Grammophonplatten oder Wachswalzen aufnehmen ließen.

²¹⁹ Vgl. Kúnos 1980. Die Ungarische Akademie der Wissenschaften erwarb Kúnos' Aufzeichnungen „turktatarischer“ Texte im Jahr 1951 von dessen Witwe und integrierte diese in die „Orientalische Sammlung“.

²²⁰ Laut Informationen von Ildikó Landgraf (Ungarische Akademie der Wissenschaften) vom Sommer 2010 finden sich darüber allerdings keine Zeugnisse in Vikárs Nachlass an der Ungarischen Akademie der Wissenschaften.

²²¹ Vgl. Munkácsi 1952.

²²² AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, diverse Akten zu den einzelnen Sprachgruppen.

ner Völkerkundlichen Museum arbeitete, leitete während des Kriegs in der Preußisch Phonographischen Kommission die Aufnahmen kaukasischer Sprachbeispiele, stand jedoch währenddessen wohl nicht in Kontakt mit Lach. Es gibt keine Hinweise darauf, dass in Kriegszeiten ein Austausch unter den deutschen und österreichischen Sprachforschern geplant war. Jedoch suchte die Königlich Preußische Phonographische Kommission im Dezember 1917 beim k.u.k. Kriegsministerium in Wien um Erlaubnis an, „einzelne ihrer Mitglieder nach dem Kriegsgefangenenlager Eger senden zu dürfen und diesen zu gestatten, daß sie von Angehörigen seltener fremdländischer Völkerstämme unter den Kriegsgefangenen in bezeichneten Lager phonographische Aufnahmen für die Vervollständigung einer in Ausführung begriffenen Sammlung für kulturhistorische Zwecke machen“.²²³ Das Wiener Ministerium stimmte dem Plan zu, der Besuch fand jedoch offenbar vor Kriegsende nicht mehr statt.

Die Niederschriften kaukasischer Gesänge bilden einen der drei Bereiche, die Lach in den Kriegsgefangenenlagern bearbeitet hat. Die jeweils mehrbändigen Veröffentlichungen zu den Gesängen der „Kaukasus-Völker“, der „Turktataren“ und der „finnisch-ugrischen Völker“, erschienen in den *Mitteilungen der Phonogrammarchivskommission* zwischen 1927 und 1952, stellten jeweils die musikalischen Charakteristika von Gesängen einzelner Gruppen vor, die nach evolutionären Modellen hierarchisch geordnet wurden. In Lachs Auswertungen flossen kaum Überlegungen zum kulturellen Hintergrund der Sänger ein, umso stärker orientierte er sich an physisch-anthropologischen Betrachtungsmodellen. Die in den Lagern nach seiner Anweisung hergestellten Phonogramme sollten in einem eigenen Band publiziert werden, „Phonographierte Gesänge russischer Kriegsgefangener, aufgenommen in den österreichischen Kriegsgefangenenlagern während der Sommer 1916 und 1917“²²⁴, der jedoch nie erschienen ist. Bis 2012 wurden sie nicht ediert und nur in Bruchteilen bearbeitet.²²⁵ Das Phonogrammarchiv plant jedoch für 2013, die kaukasischen Aufnahmen unter den Kriegsgefangenenendokumenten auf CD zu veröffentlichen.

Die Sammlung von Sprachproben blieb bis heute allein im Archiv zugänglich. Ähnlich verhielt es sich mit der durch die Abteilung Musik der

²²³ ÖSTKA, KM 1917, Karton 1435, Akte 9–492, Schreiben des Preußischen Kriegsministeriums in Berlin vom 10.12.1917 an das k.u.k. Kriegsministerium in Wien sowie Antwort des k.u.k. Kriegsministeriums in Wien. Möglicherweise erfolgte dieses Gesuch auch in Reaktion auf den Besuch Pöchs und Wenigers in Wünsdorf 1917.

²²⁴ Lach 1928, S. 3f.; Lach 1930b, S. 3.

²²⁵ Bearbeitet wurden lediglich einige estnische Phonogramme. Vgl. Graf 1931/32, Thiel 1988.

Königlich Preußischen Phonographischen Kommission angelegten Sammlung von 1.022 Walzen. Ihre Verwaltung übernahm nach Kriegsende das Berliner Phonogramm-Archiv, das bis 1922 am Psychologischen Institut der Berliner Universität angesiedelt war. Der an den Kriegsgefangenenaufnahmen beteiligte Musikwissenschaftler Georg Schünemann (1884–1945) schöpfte daraus das Material für seine 1919 eingereichte Habilitationsschrift, *Das Lied der deutschen Kolonisten in Russland*²²⁶, in der er sich zu den Thesen Robert Lachs kritisch äußerte. 1920 wurde Schünemann Professor und stellvertretender Direktor der Berliner Hochschule für Musik, deren Verwaltung das Phonogramm-Archiv 1922, nach Stumpfs Emeritierung, angeschlossen wurde.²²⁷ Danach wurde keine größere Arbeit mehr veröffentlicht, die auf den Kriegsgefangenenaufnahmen des Phonogramm-Archivs basierte²²⁸, und die Walzenaufnahmen blieben vor dem Zweiten Weltkrieg zum größten Teil unbearbeitet.²²⁹ Nachdem Erich Moritz von Hornbostel, der das Phonogramm-Archiv seit 1905 leitete, Berlin 1933 endgültig verlassen hatte, wurde der Musikwissenschaftler Marius Schneider zunächst stellvertretender Direktor und erwirkte eine Eingliederung des Archivs in das Museum für Völkerkunde in Berlin-Dahlem²³⁰, wo es sich bis heute befindet.

Die Sprach- und Musikaufnahmen von Kriegsgefangenen der Phonographischen Kommission auf grammophonischen Lautplatten wurden auf Betreiben Wilhelm Doegens von den Walzenaufnahmen getrennt. Bereits 1918 hatte er die Gründung einer Lautanstalt und einer Lautkommission angeregt, die neue Lautaufnahmen initiieren sollten. Am 1. April 1920 wurde schließlich auf Veranlassung des Geheimrats Adolf von Harnack die Lautabteilung der Preußischen Staatsbibliothek gegründet.²³¹ Ihren Bestand bildeten die sprachwissenschaftlich motivierten Grammophonaufnahmen von Kriegsgefangenen, einige Lautplatten, die Doegen für den Sprachunterricht angefertigt hatte, sowie eine ab 1917 von Doegen in Zusammenarbeit mit Prof. Ludwig Darmstaedter an der Staatsbibliothek angelegte

²²⁶ Vgl. Schünemann 1923.

²²⁷ Vgl. Ziegler 2006, S. 25.

²²⁸ Erwähnt wurden Teile der Walzenaufnahmen in: Lachmann 1923, Lachmann 1929a, 1929b, näher untersucht in: Panóff 1930.

²²⁹ Zur Geschichte der von der Phonographischen Kommission aufgenommenen Walzen vgl. Schneider 1938, 1939, Simon 2000, Ziegler 1995, 1999a, 1999b, 2000, 2003, 2006 (S. 239–242). Mit der systematischen Digitalisierung der erhaltenen Edison-Zylinder wird im Jahr 2012 begonnen.

²³⁰ Vgl. Ziegler 2006, S. 26.

²³¹ Vgl. Mehnert 1996, S. 35.

„Stimmen-Sammlung zur Autographen-Sammlung Darmstaedter“, die Stimmporträts „berühmter Persönlichkeiten“ umfasste. Die Lautabteilung sollte zugleich als „Institut für Lautforschung“ fungieren und begann ab 1922 mit einer eigenen Sammeltätigkeit, bei der Sprechtaufnahmen etwa in der Schweiz, in England und von deutschen Dialekten angefertigt wurden.²³²

Die Kriegsgefangenenaufnahmen wurden in der Lautabteilung in den 1920er Jahren matriziert und teilweise mit Begleitbroschüren veröffentlicht.²³³ Damit löste die weiter bestehende Lautkommission ihren Plan ein, nicht nur ein Stimmenarchiv und – nach Sigmund Exners ebenso wie Hornbostels²³⁴ Impulsen – ein Lautmuseum „aller Völker“ anzulegen²³⁵, sondern auch eine Lautbibliothek zu didaktischen Zwecken zu gründen. Ein Indiz für die auch kommerzielle Verwertung der Lautabteilung ist die bereits 1915 erfolgte Beauftragung der Odeon-Werke, einer Tochter des Lindström-Konzerns, mit der Matrizierung und Reproduktion der Platten.²³⁶ Der Einbezug der Wirtschaft bestimmte hier maßgeblich Format, Rhythmus und Erscheinungsbild der Reproduktion der Tonaufnahmen und Publikationen. Aus diesen Motiven erklärt sich, dass wenige einzelne wissenschaftliche Fachpublikationen zu den Sprachaufnahmen²³⁷ erschienen und sich später kaum externe Wissenschaftler mit den Beständen beschäftigten.

Wilhelm Doegen leitete die Lautabteilung der Staatsbibliothek, bis er im Jahr 1931 wegen eines Verstoßes gegen die Haushaltsvorschriften suspendiert wurde. Das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung übertrug im Oktober 1931 die Aufsicht der Berliner Universität und gründete auf Vorschlag des Afrikanisten und Phonetikers Diedrich Westermann, der 1933 die Leitung der Lautabteilung übernahm, im Februar 1934 das Institut für Lautforschung an der Berliner Universität.²³⁸ Ab 1935 gliederte es sich in eine linguistische Abteilung, ein phonetisches Laboratorium und eine Musikabteilung. Im Zweiten Weltkrieg wurden neuerlich Tonaufnahmen in Kriegsgefangenenlagern angefertigt. Nach wie vor unter

²³² GSTA, I. HA Rep. 76: Kultusministerium Va Sekt 2, Tit. X Nr. 250: Institut für Lautforschung, Bd. 1 (1917–1928), Bd. 2 (1929–1930), Beiheft (1931–1934).

²³³ Vgl. Katalog des Lautarchivs von 1932.

²³⁴ Vgl. Hornbostel/Sachs 1914.

²³⁵ Vgl. Klotz 1998.

²³⁶ GSTA, I. HA Rep. 76: Kultusministerium Va Sekt 2, Tit. X Nr. 250: Institut für Lautforschung, Bd. 1 (1917–1928), Bd. 2 (1929–1930), Beiheft (1931–1934).

²³⁷ Vgl. Weil 1929, 1930, Nadel 1933, Ziehm 1939.

²³⁸ Vgl. Mehnert 1996, S. 37.

Westermanns Leitung erhielt das Institut 1947, nunmehr im Staatsgebiet der DDR, die Bezeichnung Institut für vergleichende Phonetik. Das 1962 daraus gebildete Institut für Phonetik und Kommunikationswissenschaft existierte selbstständig bis 1969 und wurde dann als unselbstständige Abteilung Phonetik/Sprechwissenschaft in die Sektion Rehabilitationspädagogik und Kommunikationswissenschaft eingegliedert.

Das zugleich übernommene Lautarchiv wurde in dieser Sektion wenig beachtet und durch weitere Umstrukturierungen an verschiedene Standorte der Humboldt-Universität verlagert. Seit Mitte der 1980er Jahre ist das Lautarchiv im Institut der Musikwissenschaft untergebracht.²³⁹ 1997 wurde es in das Projekt zur Erschließung der universitätseigenen Sammlungen aufgenommen (publicus.hu-berlin.de/lautarchiv/).²⁴⁰ Die Bestände des Berliner Lautarchivs von etwa 7.600 Schellackplatten wurden zwischen 1999 und 2006 vollständig digitalisiert²⁴¹ und sind durch den Katalog der wissenschaftlichen Sammlungen der Universität erschlossen (www.sammlungen.hu-berlin.de).

Der Wiener Ethnograf und Orientalist Robert Bleichsteiner (1891–1954), der später Kustos und Direktor am Wiener Völkerkundemuseum werden sollte, war nicht nur Lach nach dem Krieg in sprachlicher Hinsicht behilflich, sondern betrieb selbst während des Krieges volkskundliche Studien mit einem sprachwissenschaftlichen Schwerpunkt unter Gefangenen. Seine Untersuchungen finanzierte das 1916 in Wien gegründete Forschungsinstitut für Osten und Orient, dessen Interesse vor allem im Vorantreiben wissenschaftlicher Forschungen zur Nutzbarmachung in der Weltwirtschaft der Nachkriegszeit bestand.²⁴² Das Institut, zu dessen Mitgliedern ab 1918 auch Pösch gehörte, gab in seinen Veröffentlichungen – drei Berichtsbänden und mehreren eigenständigen Schriften (1917–1922) – auch Wissenschaftlern ein Kommunikations- und Publikationsforum und unterstützte damit Netzwerke, die bezüglich der Gefangenenforschungen nötig waren. Nachrecherchen zu den von Lach aufgenommenen „turktatarischen“ Texten etwa nahm im Jahr 1918 der Orientalist Prof. Friedrich von Kraelitz-Greifendorst vor²⁴³, der als wirkliches Mitglied des Forschungsinstituts für

²³⁹ Ebd., S. 37f.

²⁴⁰ Zur Geschichte des heutigen Lautarchivs vgl. Bose 1935, 1936, Mehnert 1996, Bayer/Mahrenholz 2000, Lange 2006b, 2007a, Mahrenholz 2003, 2011.

²⁴¹ Vgl. Mahrenholz 2003.

²⁴² Vgl. Schultz 1919.

²⁴³ Vgl. AÖAW, Subventionen phil.-hist. Klasse, Karton 2, Nr. 533/1918 „für die Redigierung der türkisch-tatarischen Texte im Kriegsgefangenenlager Eger“.

Osten und Orient bereits 1917 das Kriegsgefangenenlager Sigmundsherg (in Niederösterreich) besucht hatte, um dort tatarische Texte niederzuschreiben.²⁴⁴ Als erste Veröffentlichung in der Schriftenreihe des Forschungsinstituts erschienen Bleichsteiners *Kaukasische Forschungen* (1919), zugleich seine Habilitationsschrift, in der er folkloristische Texte veröffentlichte, „volkskundlichen Stoff“, den er 1917 im Lager Eger niedergeschrieben hatte.²⁴⁵ Ein geplanter zweiter Band unter dem Titel *Der Volksglaube der Georgier* ist nie erschienen.

Die Durchführung von explizit volkskundlichen Forschungen unter Kriegsgefangenen hatte Pöch der phil.-hist. Klasse der Akademie der Wissenschaften in jenem Brief vom 4. Juli 1916 vorgeschlagen, in dem er auch musikwissenschaftliche Studien empfohlen hatte. Er legte in diesem Schreiben die Untersuchung von Märchen und Sagen nahe und verwies auf „eine Fundgrube für wissenschaftliche Forschung“, die Wolfgang Schultz im Kriegsgefangenenlager Braunau (Böhmen) entdeckt habe und „die gewiss weiter ausgebeutet zu werden verdiente“.²⁴⁶ Der Volkskundler Schultz war Experte für Mythologie sowie Herausgeber der Zeitschrift *Mitra* für vergleichende Mythenforschung. Die Akademie ging auf die Vorschläge Pöchs ein und sagte eine Subvention von 2.000 Kronen für Schultz zu. Zu dessen offizieller Entsendung in die Kriegsgefangenenlager kam es jedoch nicht mehr, da er 1916 in Italien verwundet wurde und selbst in italienische Kriegsgefangenschaft geriet.²⁴⁷ Ein Protokoll der im Mai 1917 an der phil.-hist. Klasse der Akademie gegründeten „Kommission für die Forschung in den Gefangenenlagern“ verzeichnet noch eine weitere Initiative: „Die Frage der Entsendung des Herrn Dr. Karl von Spiess zum Zwecke volkskundlicher Sammlungen wird eingehend besprochen, ein Antrag in dieser Richtung aber nicht gestellt.“²⁴⁸ Im Weiteren unterblieb eine Beauftragung durch die Akademie von volkskundlichen Untersuchungen in den Lagern im Sinne einer Sammlung von „volkstümlichen“ Erzählungen, Dichtungen und Liedern.

²⁴⁴ Vgl. Kraelitz 1917.

²⁴⁵ Vgl. Bleichsteiner 1919.

²⁴⁶ AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 496/1916, Brief Pöchs an den Generalsekretär der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Hofrat Friedrich Johann Becke, vom 4.7.1916.

²⁴⁷ AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 496/1916, Brief des Präsidiums der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften an das k.u.k. Kriegsministerium vom 1.8.1916.

²⁴⁸ Vgl. AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 321/1917, Sitzungsprotokoll der „Kommission für die Forschung in den Gefangenenlagern“ an der phil.-hist. Klasse vom 15.5.1917.

Im Jahr 1916 finanzierte die Kaiserliche Akademie jedoch gemeinsam mit dem k.u.k. Unterrichtsministerium eine interdisziplinäre „Kunsthistorisch-Archäologisch-Ethnographisch-Linguistische Balkanexpedition in den k.u.k. besetzten Balkangebieten“, die von Michael Haberlandt mit initiiert wurde. Gemeinsam mit Wilhelm Hein hatte Michael Haberlandt 1894 den Verein für Volkskunde und 1895 die *Zeitschrift für österreichische Volkskunde* sowie das Wiener Volkskundemuseum gegründet, dessen Direktor er von 1912 bis 1923 war. Sein Sohn Arthur Haberlandt, der sich 1914 an der Wiener Universität für Allgemeine Ethnographie habilitiert hatte, nahm an der Expedition von 1916 teil, unter anderem nach Montenegro und Albanien.²⁴⁹ Dort sammelte er handwerkliche Objekte und Kostüme, fotografierte Sujets wie das Innere der Häuser von Muslimen und vermaß darüber hinaus albanische Rekruten nach jenen Verfahren, die Pöch und seine Assistenten verwendeten. Daraus resultierte eine gemeinsame Publikation mit Viktor Lebzelter „Zur physischen Anthropologie der Albaner“.²⁵⁰ Über die volkskundlichen Ergebnisse seiner Arbeiten publizierte Arthur Haberlandt eine Monografie unter dem Titel *Kulturwissenschaftliche Beiträge zur Volkskunde von Montenegro, Albanien und Serbien*²⁵¹ sowie eine zweite zum Kunsthandwerk des Balkans. Auf seinen Antrag vom Februar 1918 sprach die phil.-hist. Klasse der Akademie Arthur Haberlandt eine Subvention von 1.000 Kronen für die Durchführung „anthropologisch-ethnografischer Aufnahmen und Arbeiten in den besetzten Balkangebieten“ zu, bei der er sich die „Erhebung der wichtigsten Typen“ der Bevölkerung „in anthropologischer, völkischer und kultureller Hinsicht“ zum Ziel setzte.²⁵² Diese Expedition fand nicht mehr statt.

Die volkskundlichen Arbeiten Arthur Haberlandts aus dem Weltkrieg stehen im Kontext des Volkskundemuseums, dessen Direktor er 1924 wurde. Das Kriegsende, so konnte Christian Marchetti zeigen, bildete für die noch nicht universitär etablierte Wiener Volkskunde eine Zäsur.²⁵³ Hatte das Volkskundemuseum, das die unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen in ihrer Eigenart untersuchte und präsentierte, bisher als ein Prestigeprojekt des Vielvölkerstaates gegolten, so stellten es Michael und Arthur

²⁴⁹ Vgl. Marchetti 2010.

²⁵⁰ Vgl. Haberlandt/Lebzelter 1919.

²⁵¹ Vgl. Haberlandt 1917. Haberlandt hielt außerdem vor der Anthropologischen Gesellschaft am 10.1.1917 einen Vortrag „Zur Volkskunde von Montenegro und Albanien“; vgl. Bericht über die Monatsversammlung am 10.1.1917, in: MAGW 47, 1917, S. [14]-[15].

²⁵² AÖAW, Subventionen phil.-hist. Klasse, Karton 2, Nr. 125/1918.

²⁵³ Vgl. Marchetti 2010, S. 229f.

Haberlandt schon kurz nach dem Zerfall der Habsburger Monarchie als Repräsentation einer gleichsam pangermanisch-nationalen Volkskunde dar. Die Sammlungen vom Balkan dienten nicht mehr zur Demonstration universaler Prinzipien, sondern galten als Beweis der Verbreitung von Einflüssen deutscher Kultur.

Sowohl die „anthropologische Studienkommission“ in Wien als auch die Phonographische Kommission in Berlin hatten bei den Kriegsgefangenenforschungen den Anspruch, eine bestimmte Bandbreite von verschiedenen „fremden Völkern“ in den Lagern zu untersuchen. Ethnografische Reflexionen wurden dabei nicht ausgeblendet, jedoch meist nicht innerhalb der Projekte eingelöst, sondern entweder über die Vernetzung mit externen Wissenschaftlern – eine Strategie, die für das noch in der Herausbildung begriffene Fach der deutschsprachigen Ethnografie/Ethnologie in den ersten beiden Dekaden des 20. Jahrhunderts allgemein prägend war²⁵⁴ – oder über die Auslagerung und Delegation ethnografischer und volkskundlicher Fragen. Pösch betrieb diese zweite Strategie in Wien aktiv, indem er musikwissenschaftliche und volkskundliche Studien empfahl, aber nicht selbst ausführte.

Neben den beiden großen Forschungsprojekten gab es zudem sowohl in Österreich als auch im Deutschen Reich kleinere wissenschaftliche Unterfangen, die völkerkundliche Belange stärker ins Zentrum ihrer Recherchen unter Kriegsgefangenen rückten. Dazu zählen in Österreich Bleichsteiners *Kaukasische Forschungen* und im Deutschen Reich das soziologisch-juristische Werk *Sitte und Recht in Nordafrika* von Ernst Ubach und Ernst Rackow²⁵⁵, die in den Wünsdorfer Lagern Gefangene befragten.

Diese Sachlage während des Krieges scheint die akademische Stellung von (imperialer) Völkerkunde im Deutschen Reich sowie von Völkerkunde und auf den Vielvölkerstaat der Habsburger Monarchie ausgerichteter Volkskunde zu reflektieren: Universitär war die Volkskunde zwar in vielen Veranstaltungen der Germanistik, in dem 1891 gegründeten Verein für Volkskunde sowie in der ab demselben Jahr verlegten *Zeitschrift für Volkskunde* vertreten, aber noch nicht mit eigenen Lehrstühlen etabliert, daher profilierte sie sich vorwiegend über ihre Museen. Die Ethnologie war an den Lehrstühlen oftmals der Anthropologie zu- und untergeordnet. Die teilweise Verflechtung von Völkerkunde mit Orientalistik, Afrikanistik und den einzelnen Sprachwissenschaften mag auch dazu beigetragen haben, dass der von Doegen herausgebrachte Sammelband mit Aufsätzen

²⁵⁴ Vgl. Bunzl/Penny 2003, Gingrich 2005.

²⁵⁵ Vgl. Ubach/Rackow 1923.

über die in den deutschen Kriegsgefangenenlagern vorgefundenen „Völker“ den Untertitel *Eine neue Völkerkunde* tragen konnte.²⁵⁶ Die verschiedenen Aufsätze zur „Kultur“ einzelner Ethnien spiegelten in Ansätzen den enzyklopädischen Anspruch der Lagerforschungen, blieben jedoch wissenschaftlich folgenlos. Es wurde größtenteils unter linguistischen Zielsetzungen von Sprachwissenschaftlern verfasst, entstand bezeichnenderweise ohne Mitwirkung Luschans – der in der Phonographischen Kommission für den Bereich „Völkerkunde“ zuständig gewesen war – und erschien erst nach dessen Tod. Aus den von Luschans geleiteten Untersuchungen dagegen ging eine stark an der physischen Anthropologie ausgerichtete Publikation hervor, die Dissertation Egon von Eickstedts über die „Rassenelemente der Sikh“.²⁵⁷

Die sowohl in den Wiener als auch in den Berliner Kriegsgefangenenforschungen zu beobachtende Auslagerung von ethnologisch-kulturellen, linguistischen und musikwissenschaftlichen Fragen aus dem anthropologischen Bereich weisen darauf hin, dass sich die traditionelle Verknüpfung von Anthropologie und Ethnologie auflöste und durch die Kriegsbedingungen den Todesstoß erhielt.²⁵⁸ Ihre Fragen – vor allem ihre „großen“, allgemein-kulturgeschichtlichen Fragen – hatten sich um die Zeit des Ersten Weltkriegs bereits so weit ausdifferenziert, dass ihnen nicht mehr mit einer einzigen Methode begegnet und genügt werden konnte. Umgekehrt lässt sich etwa an der Arbeit Weningers ablesen, dass die gerade während der Kriegsgefangenenforschungen praktizierte, immer stärkere Ausdifferenzierung und Erweiterung der als „objektiv“ geltenden Methode der physischen Anthropologie sich zugleich von ebenjenen allgemein-kulturgeschichtlichen Fragen abkoppelte: Sie kamen in einer statistischen Arbeit in physischer Anthropologie nicht mehr vor – wenn sie solche Arbeiten vielleicht auch ursprünglich motiviert hatten.

Diese Situation führte methodisch wie inhaltlich zu einem Dilemma. Einen scheinbaren Ausweg daraus bot offenbar die Etablierung von spezialisierten Fächern nach dem Krieg – die Fortführung der physischen Anthropologie mit als „objektiv“ geltender Methodik in Josef Weningers „anthropologisch-morphologischer Schule“ und die Behandlung von „großen“ Fragen in der Völkerkunde unter Pater Wilhelm Schmidt. Der Schmidt'schen Ausrichtung von Ethnografie und Völkerkunde war die institutionelle Trennung nicht nur aus Gründen der methodischen Spezialisie-

²⁵⁶ Vgl. Doegen 1925.

²⁵⁷ Vgl. Eickstedt 1921.

²⁵⁸ Vgl. Gingrich/Lange 2012.

rung und der professionellen Profilierung ein Anliegen. Auch aus theoretischen und weltanschaulichen Motiven heraus war die Abkoppelung einer theologisch orientierten Völkerkunde von der physischen Anthropologie mit deren zunehmender Attraktivität für sozialdarwinistische Ideologien naheliegend.²⁵⁹ Auf Betreiben Schmidts entstanden im Jahr 1928 an der Universität Wien zwei Institute aus jenem ersten, 1913 unter Pöch eingerichteten: das Institut für Völkerkunde unter Schmidt und jenes für physische Anthropologie unter Weninger. Damit setzte in Wien die zweite „Institutionalisierungsphase“ der Ethnologie ein, während die Gründungsphase mit der Ernennung Pöchs zum a.o. Professor für Anthropologie und Ethnografie abgeschlossen worden war.²⁶⁰

Wie in den bisherigen Ausführungen dargelegt werden konnte, nutzten deutsche und österreichische Anthropologen, Völkerkundler, Orientalisten und Sprachwissenschaftler in Eigeninitiative, jedoch mit Unterstützung von militärischen und zivilen Behörden sowie Finanzierungen angesehener Forschungseinrichtungen die Präsenz von Kriegsgefangenen in Europa, um zwischen 1915 und 1918 umfangreiche Forschungen durchzuführen. Für militärische Zwecke waren die Ergebnisse nicht relevant.²⁶¹ Jedoch erwiesen sich die Kriegsgefangenenforschungen auf zwei anderen Ebenen als höchst erfolgreich. Sie trugen einerseits dazu bei, große Mengen von „objektiven“ Aufzeichnungen anzuhäufen und an diesen Auswertungsmethoden zu erproben, zu optimieren und zu standardisieren, welche in Wien zur Bildung von wissenschaftlichen „Schulen“ führten. Andererseits dienten sie dazu, die anthropologisch-ethnografischen Disziplinen zu redefinieren und in die neuen nationalstaatlichen Traditionen, die aus dem Zerfall der alten Mächte am Ende des Ersten Weltkriegs resultierten, einzupassen.²⁶² Mit beiden Konsequenzen eng verbunden war die Beförderung von Karrieren der Protagonisten bei den Kriegsgefangenenforschungen. Im Deutschen Reich betraf dies vor allem die Anthropologen Egon von Eickstedt und Otto Reche, den 1920 zum Professor ernannten Musikwissenschaftler Georg Schünemann sowie Wilhelm Doegen, der zum Leiter der 1920 gegründeten Lautabteilung der Preußischen Staatsbibliothek ernannt wurde. In Österreich wurden vor allem die Karrieren von Robert Lach und Rudolf Pöch, später Josef Weninger befördert, die sich zudem auf die Unterstützung der Akademie der Wissenschaften in Wien berufen konnten.

²⁵⁹ Vgl. Brandewie 1990.

²⁶⁰ Vgl. Kogler 2008, S. 141.

²⁶¹ Vgl. Gingrich 2010, S. 371.

²⁶² Ebd., S. 372.

Die Akademie finanzierte nicht nur Lachs Forschungsreisen in die Lager, sondern gab ihm darüber hinaus ein Forum für die Veröffentlichung seiner Arbeitsergebnisse zwischen 1927 und 1952 in den *Mitteilungen der Phonogrammarchivskommission*.²⁶³ Lach äußerte sich theoretisch, unter Bezug auf sein Material aus den Kriegsgefangenenlagern, wiederholt zu den Aufgaben der von ihm gleichsam als Naturwissenschaft verstandenen vergleichenden Musikwissenschaft in Abgrenzung zur Musikgeschichte.²⁶⁴ 1920 erhielt er eine außerordentliche Professur für vergleichende Musikwissenschaft, Psychologie und Ästhetik der Tonkunst an der Wiener Universität in der Nachfolge des 1917 verstorbenen Richard Wallschek. 1927 folgte er Guido Adler auf den Lehrstuhl für Musikwissenschaft, von wo aus er das später Musikethnologie genannte Fach entscheidend mitprägte.²⁶⁵

Im Januar 1919 erhielt Pöch eine ordentliche Professur an der in Österreich einzigen Lehrkanzel für Anthropologie und Ethnografie, im selben Jahr wurde er zum korrespondierenden Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt. Bereits 1921 starb er an den Spätfolgen einer Malariaerkrankung. Die Hälfte seines Vermögens vermachte er der Akademie der Wissenschaften ausdrücklich „zum Zwecke der vollständigen Verbreitung und Veröffentlichung der von [ihm], zum grössten Teil in ihrem Auftrage, aufgesammelten wissenschaftlichen anthropologischen-ethnografischen u. anderen Sammlungen aus Neu Guinea und Südafrika und aus den Kriegsgefangenenlagern“.²⁶⁶ Seinem Willen entsprechend setzte die Akademie im Jahr 1922 eine „Kommission für die Pöch-Erbschaft“ zur Verwaltung seines wissenschaftlichen Nachlasses ein und förderte über Jahrzehnte daraus schöpfende Publikationen in der Publikationsreihe „Rudolf Pöch's Nachlass“.²⁶⁷ In den folgenden vier Jahrzehnten wurden insgesamt zwölf Arbeiten in der Serie A (Physische Anthropologie, 1927–1961), von denen neun Materialien aus den Lagerstudien verwendeten²⁶⁸, und zwei in der Serie B (Völkerkunde, 1936, 1950)²⁶⁹ veröffentlicht. Die Publikationen der

²⁶³ Lach 1927, 1928, 1929, 1930a, 1930b, 1933, 1939, 1940, 1952.

²⁶⁴ Lach 1923b, 1924, 1925a.

²⁶⁵ Vgl. Graf 1974.

²⁶⁶ AÖAW, Pöch-Kommission, Mappe Testament, Abschrift von Rudolf Pöch's Testament vom 6.8.1920.

²⁶⁷ AÖAW, Pöch-Kommission. Die Kommission löste sich erst 1982 auf.

²⁶⁸ Weninger 1927, Hesch 1933, Weninger 1934, Wastl 1938, Tuppa 1941, Rolleder 1943, Weninger 1951, 1955, 1959. Nicht aus den Kriegsgefangenenforschungen, sondern aus dem Material der Pöch'schen Expeditionen 1904–06 beziehungsweise 1907–09 schöpfen: Bondy-Horowitz 1930, Kiernberger 1955, Pacher 1961.

²⁶⁹ Vgl. Hirschberg 1936, Graf 1950.

Serie B und die übrigen Bände aus der Serie A befassten sich mit den „Materialien“ von Pöchs Forschungsreisen nach Neuguinea²⁷⁰ und in die Kalahari²⁷¹.

Der Schwerpunkt auf der physischen Anthropologie, den Rudolf Pöch seit der Institutsgründung 1913 und vor allem mittels der Kriegsgefangenenuntersuchungen gesetzt hatte, schlug sich demnach auch in den Veröffentlichungen aus seinem Nachlass nieder. Seine in den Berichten über die Kriegsgefangenenforschungen eingeschlagene Richtung bei der Erhebung und Auswertung der metrischen Daten sowie der übrigen Aufzeichnungen setzte vor allem sein Assistent Josef Weninger fort. Weninger publizierte 1927 mit seiner Studie über die „westafrikanischen Neger“ die erste Arbeit zu anthropologischen Vermessungen in der Reihe „Rudolf Pöchs Nachlass“²⁷² und beanspruchte einige Jahre später, damit die Wiener „Anthropologische Schule“ begründet zu haben, die auf „morphologisch-anthropologischem“ Arbeiten basiere²⁷³.

1938 berichtete Weninger anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Anthropologischen Instituts (gerechnet ab der Einrichtung von Pöchs außerordentlichem Lehrstuhl im Jahr 1913) rückblickend sogar, dass „Pöch seiner ganzen Einstellung nach mehr zur physischen Anthropologie neigte“ und man aufgrund der großen Sammlung an Schädeln und Skeletten sagen dürfe, dass es trotz der damaligen Erweiterung durch die Ethnografie „von Anfang an ein anthropologisches Institut war“.²⁷⁴ Diese Einschätzung, die Pöchs ethnografische Forschungsinteressen auf ein Minimum zu reduzieren suchte, war auch der Zeit des Nationalsozialismus geschuldet, in der Weninger eine auf Fragen der Morphologie, der Biologie, der Vererbung und der „Rassenkunde“ konzentrierte Wissenschaft vermutlich als die angemessenste und staatstragendste Form der Anthropologie verstand. Die Kriegsgefangenenforschungen, die Weninger aus dem Blickwinkel von 1938 als zweite Phase der Institutsentwicklung nach der ersten Phase der Pöch'schen Expeditionen charakterisierte, brachte in seiner Version die Mitarbeiter „auf eine morphologische Methode, welche zu den schon von Martin vorgeschlagenen metrischen und somatologischen Beobachtungen eine wertvolle Ergänzung“ darstellte.²⁷⁵

²⁷⁰ Vgl. Bondy-Horovitz 1930, Graf 1950.

²⁷¹ Vgl. Hirschberg 1936, Kiernberger 1955, Pacher 1961.

²⁷² Vgl. Weninger 1927.

²⁷³ Vgl. Weninger 1934, S. 1.

²⁷⁴ Weninger 1938, S. 191.

²⁷⁵ Ebd., S. 194.

Die Verehrung Pöchs als Gründer des Anthropologisch-Ethnografischen Instituts an der Wiener Universität und als großer wissenschaftlicher Forschungsreisender hat sich als sehr langlebig erwiesen. Abgesehen von seiner Habilitationsschrift zu seinen Forschungen in Neuguinea und einigen Aufsätzen zu seinen „Buschmann“-Studien hat er kaum theoretische Schriften verfasst, ist aber seit den 1980er Jahren immer wieder als bahnbrechend beim Einsatz von technischen Medien für wissenschaftliche Zwecke gelobt worden: als „Pionier der wissenschaftlichen Medienarbeit“²⁷⁶, als „Wissenschaftspionier“²⁷⁷ oder als „Medienpionier“²⁷⁸. Die Pöch aufgrund seines Medieneinsatzes und der Quantität seiner Sammelobjekte zugeschriebene positive Rolle in der Wissenschaft muss jedoch kritisch hinterfragt werden – sowohl hinsichtlich seiner Sammel- und Vermesungspraktiken als auch hinsichtlich seiner theoretischen Annahmen. Einen Anfang hierzu bot der Film *Der Menschenforscher* (1992/93) von Andrea Gschwendtner, der sich unter anderem mit den Kriegsgefangenenuntersuchungen befasst und auf die Missachtung menschlicher Individualität bei den anthropometrischen Verfahren hinweist.²⁷⁹ Auf nicht-europäisches, historisches Quellenmaterial gestützt, zeigt die Arbeit *Skeletons in the Cupboard* (2000) der südafrikanischen Historiker Martin Legassick und Ciraj Rassool, dass die von Pöch praktizierten Sammelmethode von „anthropologischem Material“ juristisch schon damals als kriminell einzustufen waren.²⁸⁰

Zu hinterfragen ist heute neben vielen anderen Aspekten, welche Position Pöch gegenüber der vor allem seit Eugen Fischers Studie über *Die Rehobother Bastards* (1913) erstarkende Erb- und „Rassen“biologie bezog. Hella Schürer von Waldheim, Pöchs Schülerin und spätere Ehefrau²⁸¹, ließ er während der Kriegszeit vererbungswissenschaftliche Untersuchungen an wolhynischen Flüchtlingen im Lager Grödig vornehmen.²⁸² (Abb. 4) In einem programmatischen Aufsatz über „Neue anthropologische Fragestellungen“ (1919) wies Pöch darauf hin, dass die Ergebnisse der experimentellen Erblichkeitslehre – etwa Fischers Studie im Anschluss an Haeckels und Mendels Theorien – den üblichen „Rasse“-Begriff der Anthropologen ins

²⁷⁶ Gschwendtner 1989.

²⁷⁷ „Rudolf Pöch: Ein Wissenschaftspionier“, Projekt P17761 des FWF (2005–2008), getragen durch Prof. Maria Teschler-Nicola, Naturhistorisches Museum Wien.

²⁷⁸ poech.fox.co.at (Online-Portal zu Pöchs wissenschaftlichem Nachlass).

²⁷⁹ Vgl. Gschwendtner 1992/93.

²⁸⁰ Vgl. Legassick/Rassool 2000, Legassick 2008.

²⁸¹ Sie war die Großtante von Kurt Waldheim (1918–2007).

²⁸² Pöch, Hella 1925/26.

Wanken gebracht habe, dass sie ihnen aber gleichzeitig „neue und sehr brauchbare Werkzeuge zum Ausbau der Rassenlehre und der Rassenzusammenhänge des Menschen in die Hand“ gegeben habe.²⁸³ Wie weit Pöch sich auf die Pfade der Rassenbiologie begeben hätte, bleibt durch seinen Tod im Jahr 1921 im Dunkeln – so wie er auch verhinderte, dass Pöch die Kriegsgefangenenendaten selbst auswerten konnte.

Eine allgemeine Kritik an Pöch's Werk würde den Rahmen dieses Buchs sprengen. Ich betrachte hier Pöch in seiner Eigenschaft als zentrale Figur bei den Wiener Kriegsgefangenenforschungen und somit nicht als herauszuhebende Einzelbiografie, sondern als Vertreter der deutschsprachigen, wissenschaftlichen Anthropologie und ihrer Verfahren, als einen der Forscher und strebsamen Wissenschaftler, die im Ersten Weltkrieg ein Betätigungsfeld fanden, das ihnen inhaltlich interessant und zugleich karriere-tauglich erschien.

Auch die deutschen Anthropologen, die in den Kriegsgefangenenlagern geforscht hatten, konnten sich mit Arbeiten über das dort erhobene Datenmaterial profilieren. Otto Reche publizierte zwar nicht direkt über die Lagerforschungen, profitierte aber insofern davon, als sein Arbeitgeber Georg Thilenius, Direktor des Hamburger Völkerkundemuseums, bereits 1917 die Verleihung des Professorentitels für Reche beantragte und dabei insbesondere auf dessen Untersuchungen an Kriegsgefangenen verwies.²⁸⁴ Reches Ernennung erfolgte am 1. Oktober 1918, im Jahr 1924 wurde er kurzzeitig (bis 1927) als Nachfolger Pöch's auf den Lehrstuhl für Anthropologie und Ethnografie berufen. Eickstedt (1892–1965) veröffentlichte 1921 seine Dissertation über „Rassenelemente der Sikh“, ging nach kurzem Aufenthalt bei Eugen Fischer in Freiburg ans Naturhistorische Museum in Wien und 1928 ans Anthropologische Institut in Breslau, dessen Leiter er 1933 wurde.²⁸⁵ Eickstedt's Karriere zwischen 1918 und 1933 steht auch für eine Redefinition der anthropologisch-ethnografischen Lehrbereiche im deutschsprachigen Raum sowie die Konflikte, die zwischen einer eher biologisch ausgerichteten und einer nach wie vor der Ethnografie verbundenen Anthropologie entstanden.²⁸⁶

Während seiner etwa zweijährigen Tätigkeit am Geographischen Seminar der Universität Freiburg ab April 1921 widmete sich Eickstedt nebenher der Auswertung von weiteren an Kriegsgefangenen erhobenen Daten – „die

²⁸³ Pöch 1919, S. 203f.

²⁸⁴ Vgl. Geisenheiner 2002, S. 101f.

²⁸⁵ Vgl. Lüddecke 2000, Preuß 2009.

²⁸⁶ Zu dieser Problematik vgl. auch Lange 2008c.

Korsen und die Serbischen Zigeuner“.²⁸⁷ Eugen Fischer, der 1918 Ordinarius für Anatomie und Direktor des Anatomischen Instituts in Freiburg geworden war, forderte Eickstedt 1923 auf, in der anatomischen Sammlung zu arbeiten.²⁸⁸ Obwohl dieser Luschan gegenüber mehrmals betonte, dass er persönlich mit Fischer gut auskomme, waren die fachlichen Differenzen groß. Fischer halte ihm ständig vor, dass Eickstedt zur „Luschanschen Schule gehöre“ und deswegen als Habilitand nicht in Frage komme: „Für ihn [Fischer] hat Anthropologie nur als Anatomie Sinn. Völkerkundliche und anatomische Richtung stehen sich jetzt wieder schroff gegenüber und leider scheint in Berlin die letztere wieder Oberhand zu gewinnen.“²⁸⁹

Fischer gab der deutschen Anthropologie eine biologische Richtung, die weiter zementiert wurde, als er 1927 den Lehrstuhl für Anthropologie an der Universität Berlin übernahm sowie gleichzeitig die Leitung des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik in Berlin.²⁹⁰ Beide Institutionen arbeiteten aktiv in der nationalsozialistischen Rassenlehre mit. In den Kreis von Eugen Fischer und seine vererbungswissenschaftlichen Interessen reihten sich auch die deutschen Anthropologen Theodor Mollison und Rudolf Martin ein. Demgegenüber stand die „von Luschan'sche“ oder „neo-klassische“ Anthropologie, die die Vererbungswissenschaft und die Theorie „Rasse“ beim Menschen als Ausdruck unterschiedlicher Erbanlagen aufzufassen, ablehnte. Stattdessen berief sie sich eher auf die klassischen Methoden der Anthropometrie. Gerade Luschan bestand darauf, Anthropologie stets im Zusammenhang mit Ethnografie zu betreiben, und berichtete Eickstedt, dass sich Fischer „[s]einer ganzen Richtung gegenüber ablehnend [verhielt]“; außerdem habe ihm Rudolf Martin im Herbst 1921 vorgeworfen, die Anthropologie in Berlin ruiniert zu haben, weil er sich „zuviel auch mit Völkerkunde beschäftige“. Luschan dagegen beharrte auf seiner Position und forderte „solide ethnographische Kenntnisse“ ein, ohne die „die wirklich großen Probleme der Anthropologie“ nicht zu lösen seien.²⁹¹

Eickstedt hatte in seiner Generation wenige Mitstreiter. Eine wichtige Bezugsperson für ihn war der Anthropologe Bernhard Struck, mit dem er sich beim Abfassen seiner Doktorarbeit ausführlich in Dresden ausge-

²⁸⁷ STBNL, Schreiben Eickstedts aus Freiburg an Luschan vom 1.1.1922.

²⁸⁸ Zu Eickstedts Verhältnis zu Eugen Fischer vgl. Lange 2008c.

²⁸⁹ STBNL, Schreiben Eickstedts aus Freiburg an Luschan vom 12.5.1923. Andreas Lüddecke stellt ebenfalls fest, dass Eickstedt sich mit Fischer bereits nach kurzer Zeit gründlich überworfen habe. Vgl. Lüddecke 2000, S. 65.

²⁹⁰ Vgl. u. a. Lösch 1997.

²⁹¹ STBNL, Schreiben Luschans an Eickstedt vom 9.6.1923.

tauscht hatte²⁹² und dessen Dissertation über die „Kopfform in Mittelafrrika“ auf reiner Schädelvermessung basierte.²⁹³ In Reaktion auf Luschans oben zitierten Brief befand Eickstedt, dass dem anderen Lager – den der Völkerkunde gegenüber abwehrend eingestellten Anthropologen Fischer, Martin und Mollison – mit Entschlossenheit entgegenzutreten werden müsse, denn es „wäre ein großes Unglück für die Anthropologie“, wenn sich die vererbungswissenschaftliche Richtung „allein unumschränkt durchsetzen würde“.²⁹⁴

Nach einer kurzen Tätigkeit als Leiter der Anthropologischen Abteilung am Naturhistorischen Museum in Wien ab 1924²⁹⁵ und einer anschließenden Assistenzstelle in der anthropologisch-prähistorischen Staatssammlung in München bereiste Eickstedt von 1926 bis 1929 als Leiter einer Forschungsexpedition Indien, Ceylon, Birma und die Andamanen-Inseln. „Der Plan zu meiner Indien-Expedition [...] gewann festere Formen, als ich im Krieg von der Deutschen Regierung mit der Untersuchung farbiger, darunter auch indischer Kriegsgefangener beauftragt war.“²⁹⁶ Auf seiner Reise führte er unter anderem anthropologische Messungen durch, stellte „Typenphotos“ her und sammelte ethnografische Gegenstände. Seine Publikationen darüber trugen ihm internationale Beachtung ein.²⁹⁷ Zugleich wurde er eingeladen, über diese Indien-Expedition auch den Eröffnungsvortrag auf der ersten Zusammenkunft der 1929 neu gegründeten (deutschen) Gesellschaft für Völkerkunde zu halten.²⁹⁸ Von 1937 bis 1939 unternahm Eickstedt eine zweite Indienreise, bei der er auch China, die Philippinen, Malaysia und Indonesien besuchte und deren Ergebnisse er in dem Buch *Rassendynamik von Ostasien* (1944) niederlegte.²⁹⁹

²⁹² Für seine Dissertation etwa übernahm Eickstedt den Terminus „Kombinationstafel“ aus einer Arbeit des Kollegen. Vgl. Struck 1921.

²⁹³ Vgl. Struck 1922. Struck wurde 1927 zum Professor an die Friedrich-Schiller-Universität in Jena berufen und war ab 1940 Leiter der „Kolonialen Fachgruppe Völkerkunde“ beim Reichsforschungsrat.

²⁹⁴ STBNL, Schreiben Eickstedts aus Freiburg an Luschach vom 27.6.1923.

²⁹⁵ Während dieser Zeit widmete sich Eickstedt unter anderem der Herstellung einer Neandertalerfigur gemeinsam mit der Bildhauerin Erna Engel-Baier. Vgl. dazu Lange 2011a.

²⁹⁶ Eickstedt 1930, S. 63.

²⁹⁷ Seine Veröffentlichungen über die „Negritos“ und „das Negritoproblem“ erschienen unter anderem im *Anthropologischen Anzeiger*, im *Ethnologischen Anzeiger* und in der populärwissenschaftlichen *Umschau*.

²⁹⁸ Vgl. Eickstedt 1930.

²⁹⁹ Vgl. Eickstedt 1944.

Ab 1928 fungierte Eickstedt als Privatdozent am neu gegründeten Anthropologischen Institut der Universität Breslau, 1933 wurde er dort zum ordentlichen Professor ernannt. Er gilt als Begründer der „Breslauer Schule“ in der deutschen Anthropologie. Nach seiner Ernennung ersuchte Eickstedt, der das nationalsozialistische Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses begrüßte und sich ab 1933 vehement für die „Reinhaltung“ des deutschen „Volkskörpers“ einsetzte, um Aufnahme in die NSDAP. Dass dieses abgelehnt wurde, hing unter Umständen damit zusammen, dass er den Begriff „arische Rasse“ ablehnte und stattdessen den Begriff „nordische Rasse“ verwendete. Zugrunde lag dem Konflikt jedoch keine grundsätzliche ideologische Diskrepanz, denn gleichzeitig kooperierte Eickstedt auf praktischer Ebene mit den Institutionen des NS-Staates. Während seiner Lehrtätigkeit arbeitete er eng mit dem Rassenpolitischen Amt der NSDAP und dem 1933 eingerichteten Reichssippenamt zusammen, in dessen Auftrag er „Abstammungsgutachten“ erstellte, die über den Grad der „Rassenreinheit“ Auskunft geben sollten – ähnlich wie der Anthropologe Otto Reche. 1934 begann Eickstedt mit seiner Schülerin und Assistentin Ilse Schwidetzky eine Reihe von groß angelegten rassenkundlichen Untersuchungen in Schlesien. 1935 gründete er die *Zeitschrift für Rassenkunde*.

Seit den 1930er Jahren galt Eickstedt in Deutschland als anthropologischer Experte in „rassischen“ Fragen, was maßgeblich auf seinen Studien in Asien und über Afrika beruhte. Gerade aus dieser explizit „völkerkundlichen“ Ausrichtung mag sich unter anderem begründen, dass er seine Karriere über das Ende des NS-Staates hinweg fortsetzen konnte: als Anthropologe der „Völker“ der Welt statt als ausgewiesener Vererbungstheoretiker, ungeachtet der Tatsache, dass er ebenso wie die Anhänger der genetischen Erblehre eine mit inhumanen Annahmen und Mitteln operierende nationalsozialistische Rassenlehre unterstützt hatte. In Breslau betrieb er bis 1944 eine mit „Rassengeschichte“ und „Rassenpsychologie“ versetzte Form der Anthropologie. Seine Typisierungsversuche, die weiterhin auf anthropologischen Messungen aufbauten, verband er mit der Zuordnung von seelischen „Rasseneigenschaften“ und wandte sich mit dieser Anlehnung an die geisteswissenschaftlich geprägte Rassenkunde, auch bezeichnet als „Somatomorphologie“, gegen die von Eugenikern wie Eugen Fischer vorgetragene Annahme, dass menschliche „Rassen“ ausschließlich durch die Erbanlagen geprägt seien. In den 1930er Jahren modifizierte Eickstedt seinen geisteswissenschaftlichen Rassenforschungsansatz, der ihm viel Kritik durch die Kollegen eingetragen hatte, zugunsten eines „ganzheitlichen“ Ansatzes, der Morphologie, Physiologie und Psychologie von Menschengruppen im räumlichen und zeitlichen Wandel untersuchte.

Mit diesem Konzept unterschied sich die Breslauer Anthropologische Schule nach wie vor von den stark vererbungswissenschaftlich geprägten Schulen, geriet aber weder mit diesen noch mit der geltenden Rassenlehre des Nationalsozialismus in ernsthafte Konflikte.³⁰⁰

Nach seiner Flucht aus Breslau 1945 und einer kurzen Internierung in Leipzig folgte Eickstedt einem Ruf an die Universität Mainz, wo er sich gemeinsam mit Schwidetzky beim Aufbau eines neuen anthropologischen Instituts engagierte. 1949 begründete er die *Zeitschrift für Rassenkunde* neu unter dem Namen *Homo. Zeitschrift für die vergleichende Biologie des Menschen*. Eickstedt wurde 1961 emeritiert³⁰¹ und starb 1965. Erste Stimmen gegen die Kontinuitäten in der Humanbiologie – vor allem Eickstedts Schülerin Schwidetzky praktizierte Rassenanthropologie – wurden erst in den 1990er Jahren laut.³⁰²

Die Forschungen an Kriegsgefangenen spielten eine entscheidende Rolle bei der Neuformierung der anthropologisch-ethnografischen Disziplinen in der Dekade nach dem Kriegsende. Andre Gingrich hat diese neue Formation im deutschsprachigen Raum als drei miteinander verknüpfte Schwerpunkte beschrieben.³⁰³ Erstens gewann vor allem die physische Anthropologie an Umfang und Bedeutung. Dies manifestierte sich in der Stärkung bestehender und der Einrichtung neuer Lehrstühle, in der Gründung einer eigenen Abteilung für Anthropologie in der deutschen Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft (heute Max-Planck-Gesellschaft) im Jahr 1927 unter Eugen Fischer³⁰⁴ und in der signifikanten Vergrößerung anthropologischer Bestände in den Völkerkunde- und Naturkundemuseen. Zweitens wurden selbstständige Lehrstühle für Volkskunde bald nach dem Krieg etabliert, nachdem sich im 19. Jahrhundert zahlreiche mit Volkskunde befasste Vereine, Zeitschriften, Museen und akademische Konfigurationen gebildet hatten. Die Wiener Situation stellt hier eine Ausnahme dar, da ein selbstständiger Lehrstuhl für Volkskunde erst 1939 gegründet wurde.

Wesentlich langsamer dagegen erfolgte drittens die akademische Etablierung der Völkerkunde, die zunächst weiterhin als Hilfswissenschaft der physischen Anthropologie galt, wie sich an der gemeinsamen Vertretung in

³⁰⁰ Vgl. Vetsch 2003.

³⁰¹ Seine Nachfolgerin in Mainz wurde Ilse Schwidetzky. Zu ihrem Einfluss vgl. Lüddecke 2000. Zur Breslauer Schule zählten neben Eickstedt und Schwidetzky auch Rainer Knußmann, Wolfram Bernhard, Hubert Walter und Friedrich W. Rösing.

³⁰² Vgl. AG gegen Rassenkunde 1998, bes. S. 88–125.

³⁰³ Vgl. Gingrich 2010, S. 372–379.

³⁰⁴ Vgl. Schmuhl 2005.

großen Museen, vor allem in Berlin, in außeruniversitären Gesellschaften (vor allem Berlin und Wien) und den Lehrstühlen in Wien und Berlin zeigt. Während der älteste deutsche Lehrstuhl für Völkerkunde in Leipzig 1927 mit der Anthropologie vereinigt wurde, trennte sich 1928 an der Wiener Universität ein eigenes Institut für Völkerkunde vom Institut für Anthropologie. Der Lehrstuhl für Physische Anthropologie wurde mit dem 1927 habilitierten Weninger besetzt, den Lehrstuhl für Ethnologie erhielt Pater Wilhelm Koppers SVD (1886–1961). Er und Pater Wilhelm Schmidt SVD (1867–1954) vertraten in Österreich – wie in Deutschland Fritz Gräbner und Bernhard Ankermann – die Kulturkreislehre, welche in Abgrenzung zu evolutionistisch geprägten Theorien die gegenseitige Durchdringung von Kultur-Arealen untersucht, die sie als Ergebnis historischer Entwicklung versteht. Daraus entstand die „Wiener Schule“ der Kulturanthropologie, die zum Synonym für die Kulturkreislehre wurde und später die Berliner Schule stark beeinflusste.³⁰⁵ Im Jahr 1928 existierten neben den selbstständigen Lehrstühlen für Völkerkunde in Wien und Leipzig außerdem jene in Hamburg und Frankfurt am Main. Im Jahr 1929 schließlich gründete sich im Deutschen Reich die Gesellschaft für Völkerkunde.³⁰⁶

Sowohl physische Anthropologie als auch Volkskunde reüssierten demnach in der Nachkriegszeit, indem sie sich zumindest teilweise von den Museumssammlungen, die vor dem Weltkrieg ihre Hauptbasis gebildet hatten, weg und auf universitäre Lehrstühlen zu bewegten, während die akademische Verselbstständigung der Völkerkunde sich langsamer vollzog. Das Erstarken der physischen Anthropologie am Wiener Lehrstuhl ist auch auf die Kriegsgefangenenforschungen zurückzuführen, bei denen Pösch mit seinen Assistenten eine gewaltige Menge von Aufzeichnungen schufen, die erst nach dem Krieg, dann allerdings über viele Jahrzehnte ausgewertet wurden. Den Kriegsbedingungen war es geschuldet, dass ein vor allem quantitativ überwältigendes Quellenmaterial angelegt werden konnte, das immer weniger mit den ethnografischen Fragen zusammengedacht und stattdessen mit „objektiven“, standardisierten Verarbeitungskonzepten verbunden wurde.³⁰⁷

Weder die Neubegründung einer wissenschaftlichen Disziplin noch die Neugründung eines Lehrstuhls lässt sich auf die Kriegsgefangenenforschungen zurückführen. Tatsächlich aber führten weniger die Möglichkei-

³⁰⁵ Vgl. Schneider 1976.

³⁰⁶ Vgl. *Bericht über die I. Tagung in Leipzig 1929*, Tagungsberichte der Gesellschaft für Völkerkunde, hg. vom Vorstand, Leipzig 1930.

³⁰⁷ Vgl. Gingrich/Lange 2012.

ten zu Kriegsgefangenenforschungen als die eigentlichen politischen Kriegsbedingungen zu dem Umstand, dass in Wien – aus wirtschaftlichen und politischen Interessen – ein außeruniversitäres, sich als wissenschaftlich verstehendes Institut gegründet wurde: das Forschungsinstitut für Osten und Orient, das bestimmte Länder erforschen wollte, um sich dieses Wissen in der Nachkriegswirtschaft zunutze zu machen. Dieses Institut legte, unter anderen, auch ethnografische Studien an, darunter die *Kaukasischen Forschungen* Bleichsteiners im Kriegsgefangenenlager Eger.³⁰⁸ Mitte der zwanziger Jahre löste es sich auf, vermutlich einerseits wegen der militärischen Niederlage im Weltkrieg, die die Durchsetzung von wirtschaftlichen Interessen in „Osten und Orient“ zunächst verunmöglichte, andererseits möglicherweise wegen der fehlenden universitären Anbindung. Ein Parallelprojekt dazu wurde auch im Deutschen Reich angestoßen. 1917 gründete sich in Stuttgart das Deutsche Auslandsmuseum und -institut, das – ebenfalls im Hinblick auf eine wirtschaftliche Nutzbarmachung nach dem Weltkrieg – bestrebt war, insbesondere die Kulturen der so genannten „Auslandsdeutschen“ zu erforschen. Statt im Laufe der 1920er Jahre zu verschwinden, wurde es in Deutsches Ausland-Institut umbenannt und in den 1930er Jahren in den Dienst des Nationalsozialismus gestellt.³⁰⁹

In Wien führten die Studien in den Kriegsgefangenenlagern *nicht* zur Gründung eines neuen Archivs, wie es in Deutschland mit der Lautabteilung der Preußischen Staatsbibliothek der Fall war. Es wurden lediglich schon bestehende Archive von Forschungsinstitutionen – das Phonogrammarchiv der Akademie der Wissenschaften, das Naturhistorische Museum, die Sammlungen des universitären Instituts für Anthropologie und Ethnografie – weiter und sicherlich mit ungewöhnlicher Geschwindigkeit gefüllt. So konstatiert auch Monique Scheer, dass der Krieg hier weniger „Innovation“ verursacht, als vielmehr das Archivparadigma in seiner Durchführung vereinfacht und schneller und definitiver an seine Grenzen getrieben hat.³¹⁰ Das Berliner Phonogramm-Archiv und das Phonogrammarchiv der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien konnten ihren bestehenden Sammlungen jeweils eine weitere hinzufügen: Phonogramme aus den Kriegsgefangenenlagern. Neu schien allerdings die Kooperation, die das Phonogrammarchiv mit der universitär etablierten vergleichenden

³⁰⁸ Vgl. Bleichsteiner 1919.

³⁰⁹ Vgl. Ritter 1976.

³¹⁰ Vgl. Scheer 2010, S. 280.

Musikwissenschaft einging, die vor dem Krieg nicht existiert hatte.³¹¹ Neu waren auch Ordnungsmodi in den kriegsbedingten Sammlungen: Die Tonaufnahmen von Kriegsgefangenen stellen in den historischen Beständen des Phonogrammarchivs in Wien und des Berliner Phonogramm-Archivs jeweils die einzige Sammlung dar, die eine Vielzahl verschiedener Sprachen umfasst³¹² – sieht man von denjenigen Aufnahmen ab, die mit Gästen im Studio des jeweiligen Archivs angefertigt wurden und ebenfalls verschiedene Sprachen und Genres umfassen.

Mit den Tonaufnahmen von Kriegsgefangenen befassten sich in Wien die Mitarbeiter des 1928 gegründeten Instituts für Völkerkunde nicht, obwohl Pater Wilhelm Schmidt im Jahr 1907 persönlich Archivplatten mit einem in Wien anwesenden Jungen aus Papua Neuguinea hatte aufnehmen lassen.³¹³ Lach, der wohl ebenso wie Pöchs Nachfolger am Anthropologischen Institut keinen wissenschaftlichen Kontakt zu den Wiener Völkerkundlern hatte³¹⁴, interessierte sich offenbar nicht für jene Phonogramme von Kriegsgefangenen, die unabhängig von seiner eigenen Arbeit entstanden waren. Diese Aufnahmen hatten kein wissenschaftliches „Nachleben“ – bis zu ihrer Wiederentdeckung als historische Bestände des Archivs *durch das Archiv selbst*. So scheint es auch berechtigt, bei den Tonaufnahmen von Kriegsgefangenen von einem „archivalischen“ Projekt, einem Sammelprojekt³¹⁵ zu sprechen, das sich hauptsächlich den Interessen des Archivs selbst verdankte und dementsprechend nicht vollständig mit einer der beteiligten wissenschaftlichen Disziplinen – Anthropologie, Ethnografie, Orientalistik, Linguistik, vergleichende Musikwissenschaft – kompatibel war.

Ein institutionelles „ethnologisches Nachleben“ jedoch hat in Wien das damalige Projekt „Gesänge russischer Kriegsgefangener“ vorzuweisen, betrachtet man seinen Fortgang innerhalb der Geschichte der Akademie der Wissenschaften. Die in der Sitzung der phil.-hist. Klasse der Akademie am 23. November 1921 gegründete Kommission zur Herausgabe der in den Kriegsgefangenenlagern aufgenommenen Gesänge³¹⁶, in der Lach seine Publikationen verfasste, wurde 1938 mit der Kommission zur Erforschung

³¹¹ Vgl. ebd., S. 298; Lechleitner 2002, S. 175. Wallaschek hatte die Verwendung des Phonographen für die vergleichende Musikwissenschaft abgelehnt, für die Rhetorik jedoch befürwortet. Vgl. Pöch 1917d.

³¹² Vgl. Ziegler 2006, S. 24f.

³¹³ Vgl. Audio-Edition *Papua New Guinea (1904–1909)*, Booklet, S. 83.

³¹⁴ Vgl. Stangl 2000, S. 81–83.

³¹⁵ Vgl. Scheer 2010, S. 309.

³¹⁶ AÖAW, Gesänge russischer Kriegsgefangener, Nr. 727/1921, Sitzungsprotokoll C 2128.

von illiteraten Sprachen außereuropäischer Völker zusammengelegt und in Kommission für die Erforschung primitiver Kulturen und Sprachen umbenannt. 1961 erfolgte die Umbenennung dieser Kommission in Ethnologische Kommission, 1993 wurde die Ethnologische Kommission mit der Arabischen Kommission vereinigt und 1995 in Kommission für Sozialanthropologie umbenannt. 2007 schließlich erfolgte die Umwandlung in die Forschungsstelle Sozialanthropologie und seit Januar 2010 besteht diese fort als Institut für Sozialanthropologie. Die Geschichte des nicht primär ethnografisch angelegten Projekts der „Gesänge russischer Kriegsgefangener“ ist in einem nunmehr explizit sozialanthropologischen Forschungsprojekt aufgegangen – ein Grund, um die zwischen 1915 und 1918 entstandenen Tonaufnahmen aus (wissenschafts-)historischer Perspektive zu befragen.

Die Musikaufnahmen von Kriegsgefangenen auf Wachswalzen im Berliner Phonogramm-Archiv sind heute erst zu einem sehr kleinen Teil digitalisiert und bleiben damit zunächst noch technisch stumm, da nicht abspielbar. Dagegen wurden in den letzten Jahren wissenschaftliche Arbeiten über die mittlerweile digital verfügbaren grammophonischen Kriegsgefangenenenaufnahmen im Berliner Lautarchiv verfasst³¹⁷ und Tonmaterialien in mehreren Filmen³¹⁸ verwendet. Bisher hat die Humboldt-Universität zu Berlin jedoch keine Toneditionen geplant, vielmehr wurde 2007 die Kuratorenstelle des Lautarchivs gestrichen. Die heute zwar technisch „geretteten“ Stimmen der Gefangenen, eine sensible Sammlung, bleiben damit weiterhin nicht nur institutionell, sondern – unbekannt, unübersetzt, ungehört – auch inhaltlich gefangen.

³¹⁷ Vgl. u. a. Kratz 2005, Lange 2006, 2007a, 2008a, Scheer 2010, Ahuja/Liebau/Roy 2011.

³¹⁸ Vgl. Andrikopoulos/Toumbekis 2006, Scheffner 2007, Vanagt 2010.